CENTRALNA BIBLIOTEKA
Nr 2907
POLITECHNIKI GDAŃSKIEJ

Inv. No 196.

Königliche Technische Hochschule * DANZIG *
Sammlung für Renaissance

Historische Städtebilder

Königliche Technische Hochschule Sammlung für Renaissance DANZIG

Historische Städtebilder

von

Cornelius Gurlitt

Band XI:

Danzig.

Königliche Technische Hochschule * DANZIG *
Sammlung für Renaissance
Inv. Nr. 196

1910

Verlegt bei
Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

104332

IV 2907

IV 2907

POLITECHNIKA GDAŃSKA BIBLIOTEKA CENTRALNA

IV 508684

IV 2907

Gedruckt bei Julius Sittenfeld, Hofbuchdrucker., Berlin W.

IV 510295

Danzig.

Eine schon im 10. Jahrhundert genannte, den polnischen Landesfürsten gehörige Burg Danzig, ferner eine Siedelung polnischer Fischer und Bernsteinsucher vor deren Toren, das Hakelwerk, und endlich eine Kirche des heil. Nikolaus von Mira, des Patrons der Schiffer, bildeten den Grundstock für die Entwicklung der ehrwürdigen Weichselstadt. Zahlreiche deutsche, an Flüssen gelegene Ansiedlungen haben sich gerade den Nikolaus zum Schutzherrn gewählt: den Heiligen, der auf seinen Seefahrten allerlei Wunder tat und durch seine in Geld sich verwandelnden Steine Kinder vor seelischem Verkommen bewahrte. Ist er doch fast der einzige, der mit seinen vergoldeten Aepfeln im deutsch-evangelischen Norden heute noch eine Rolle spielt.

Um die Nikolaikirche sassen Deutsche, Kaufleute, die dem pommerellischen Fürsten und Volk von der Ostsee her Waren zuführten. Es entwickelte sich hier ein Gemeinwesen, die Altstadt Danzig, das 1263 Lübisches Recht erhielt: ein sicherer Beweis dafür, dass es deutschen Wesens war, wenn es gleich im Schatten der slavischen Burg lag, und dass der Handel die Grundlage seines Daseins bildete. Ihr Hafen scheint an Stelle des heutigen Hansaplatzes an der Grunschwar gelegen zu haben.

Um so überraschender ist es, dass die Nikolaikirche den Dominikanern überlassen wurde, einem damals jung sich entwickelnden Orden: 1215 wurde er in Toulouse gegründet; 1218 lernte der junge Jasko, Graf Konsky, Neffe des Bischofs von Krakau, den heil. Dominicus in Rom kennen, in dessen Orden er alsbald als Pater Hyacinth eintrat. Auf der Rückreise gründete er das erste Dominikanerkloster auf deutschem Boden, Friesach in Kärnten, dessen Kirche aber erst 1251 entstand. Sein Bruder Ceslau gründete die Prager, Hyacinth die Krakauer (1223), die Breslauer (1225) und die Danziger (1227) Dominikanerniederlassung. Als erster Prior des Krakauer Klosters durchzog er Polen und Littauen, ein kühner Vorkämpfer Roms, der Apostel des Nordens. Er starb 1257 in Krakau.

Unweit Danzigs hatten sich schon Mönche eines andern Ordens angesiedelt: die Cisterzienser. Sie hatten etwa 1180 das Kloster Oliva gegründet. Es lag dies der Regel gemäss in einer einsamen Niederung, wo die Mönche ein beschauliches, der wirtschaftlichen Kultur gewidmetes Leben führten: sie lehrten durch ihr Vorbild die Landwirtschaft, das Bauwesen, allerlei Handwerke und bildeten so durch ihre Laienbrüder eine Pflegstätte der Kunst. Durch ein vorbildlich asketisches Leben, durch Selbstheiligung wollten sie der Gemeinschaft der Gläubigen dienen. Ihre Heimat war das gewerbefleissige Burgund. Sie kamen über Dänemark und Pommern an die Weichsel. Denn das auf Seeland liegende Kloster Esrom, eine Tochter von Clairvaux hatte 1173 die Pommerische Niederlassung Kolbatz gegründet. Schon zwei Jahre später erfolgte von hier aus

die Ansiedlung in Oliva. Aber dies Kloster scheint zunächst nicht gut vorwärts gekommen zu sein. Nach 10 Jahren erfolgte eine zweite Besiedlung von Kolbatz her, 1224 und 1234, also gerade in der Zeit in der die Dominikaner nach Danzig kamen. In den folgenden Kriegswirren zerstörten die Preussen das Kloster.

Die Vorgänge scheinen also einen inneren Zusammenhang zu haben. Die Cisterzienser, die in den Ostseeländern eine Niederlassung nach der andern gründeten, waren während des 12. und 13. Jahrhunderts Träger wenn auch nicht deutscher, so doch westlicher Kultur; sie hatten das Bestreben gut begründeten Besitz zu erwerben, Grossgrundwirtschaft zu treiben und sie damit anderen zu lehren. Sie standen ihrem ganzen Wesen der rasch vorwärts schreitenden Kolonisation des Landes nahe, wie sie der Adel einerseits und die in deutschen Städten sich sammelnden Bürgerschaften andererseits durchführten,

Anders stand es mit den Anhängern des Pater Hyacinth. Der heil. Dominikus, der begeisterte spanische Kämpfer gegen den Unglauben seiner Zeit, hatte einen Predigerorden gestiftet, dessen Aufgabe sein sollte, sich unter die Volksmassen zu mischen und diese durch die Predigt zur katholischen Lehre zurückzuführen. Während die Cisterzienser still und abgeschlossen hinter dem Lettner ihrer Kirchen ihre Gebete sprachen und ihre Liturgien sangen, redeten die Dominikaner zum Volk in dessen Sprache. Während die vornehmen Cisterzienser von der Bevölkerung der Weichselmündung wohl als deutscher Orden angesehen worden sein mögen, scheinen die Dominikaner ihnen als Träger slavischen Wesens entgegengetreten zu sein. Noch im 17. Jahrhundert war die Nikolaikirche im wesentlichen eine polnische Kirche, an die ein kleiner Anbau stiess; nur in diesem wurde deutsch gepredigt.

Es scheint also die Uebergabe der Nikolaikirche an die aus Krakau kommende polnische Predigtmönche in der Absicht erfolgt zu sein, die Stadt zu einem slavischen Mittelpunkt zu machen. Seit sie sich auszudehnen begann, seit stromauf eine Jungstadt sich entwickelte, nannte man sie die Altstadt. Aber die Deutschherren, die nun in Preussen mit starker Hand eingriffen, zerstörten 1309 beide Städte: die Jungstadt auf Nimmerwiederkommen, die Altstadt so, dass ihre Bedeutung dauernd niedergedrückt wurde: Man brach Bauten ab, zwang die Ansiedler zum Wegziehen und setzte in das Gelände eine neue „rechte" Stadt, die primaria civitas oder „Rechtstadt" Danzig. Das erfolgte 1343. Und zwar wurde in diesem Jahre durch eine feierliche, mittels Inschrift festgehaltene Handlung der erste Stein der Stadtmauer und nur zwei Tage später der erste Stein der Pfarrkirche gelegt; das heisst, es wurde damit bekundet, dass diese Stadt ein rechtlich und kirchlich in sich abgeschlossenes Sonderwesen sei. Teile der Altstadt mitsamt dem grossen Grundbesitz des Dominikanerklosters wurden mit in das neue Stadtgebiet einbezogen.

Wichtig ist die Frage, wie die kirchlichen Verhältnisse sich regelten: die Verwaltung der Deutschherren war den Dominikanern nicht günstig. Vielfach kam es zwischen diesen und dem Pfarrer der Marienkirche, einem Deutschherrn, zum Streit. Ebenso mit den polnischen Bischöfen, von deren geistiger Oberherrschaft Danzig loszulösen den Deutschherren nicht gelang, so sehr sie auch bestrebt waren, die Selbständigkeit jener ihrer Brüder zu stärken, die als Pfarrer von St. Marien ein geistliches Oberamt über alle Pfarrkirchen der Stadt ausübten. Pommerellen bildete zur Zeit der Gründung der Kirche ein Archidiakonat der Diözese Leslau, dem die Pfarrer der Stadt unterstanden. Mit dem Anfang des 15. Jahrhunderts setzten die Bestrebungen ein, dies Verhältnis zu ändern, dem Pfarrer von St. Marien eine selbständigere Bedeutung und die Gerichtsbarkeit über den deutschen Teil der Diözese zu geben. Diese Bestrebungen, deren Ziel seitens der Stadt es wohl war eine selbständige Stiftskirche mit einem von anderen geistlichen Behörden möglichst freien, von der Stadt selbst zu ernennenden Oberhaupt zu erlangen, haben sich, wie wir sehen werden, auch architektonisch ausgedrückt. Unter polnischer Herrschaft dagegen erhielt die Stadt zwar das Recht, alle Pfarreien zu besetzen, nicht aber die von St. Marien, die der König sich vorbehielt. Bis dahin hatte der Pfarrer von St. Marien durch Vikare oder Kapläne die anderen Pfarrkirchen verwalten lassen: Nun war die Stadt bestrebt, diesen einen eigenen Klerus zu geben. Auch dies führte zu baulichen Massnahmen, indem nun die Stadt die Ausgestaltung der anderen Pfarreien förderte.

Nach Gründung der Rechtstadt entstanden rasch alle für den Handel nötigen Einrichtungen. Es setzte jenes plötzliche Wachsen der Stadt ein, das bei deutschen Neugründungen im Osten sich oft erkennen lässt. Seit 1354 gehört Danzig der Hansa an und wurde bald ein kräftiges Mitglied des Bundes der deutschen seefahrenden Städte, das sich auch in seinen Speicher- und Hafenanlagen darauf einrichtete, durch eine starke Flotte sein Ansehen zu mehren.

Die ursprüngliche Anlage der Rechtstadt war bedingt durch die Verhältnisse. Noch stand das Schloss die durch die Ordensritter ausgebaut wurde; noch stand seitlich von dieser das Hakelwerk, jene in einem Hage (Buschland) gelegene Ansiedelung von Fischern und Bernsteinsuchern. Hinter dieser lagen von Dämmen überbrückte Sümpfe. Eine 1378 erneuerte Verfügung des Ordensmeisters Ludolf König lautete dahin, man solle in der Stadt für eine Pfarrwohnung soviel Platz frei halten, als eine grosse Hofstätte einnimmt und für die Marienkirche und den Kirchhof einen Platz zwei Seile lang und zwei Seile breit. Das Seil mass 10 Ruten = 150 Fuss. Der alte Danziger Fuss ist 0,287 m lang, das Seil hat rund 43 m.

Um 1330 bestanden nur die 4 Hauptstrassen: Brauergasse (Hundegasse), Langgasse, Bäckergasse (Brodbänken- und Jopengasse), Heiligegeistgasse (Abb. 1). Die beiden letzteren reichten

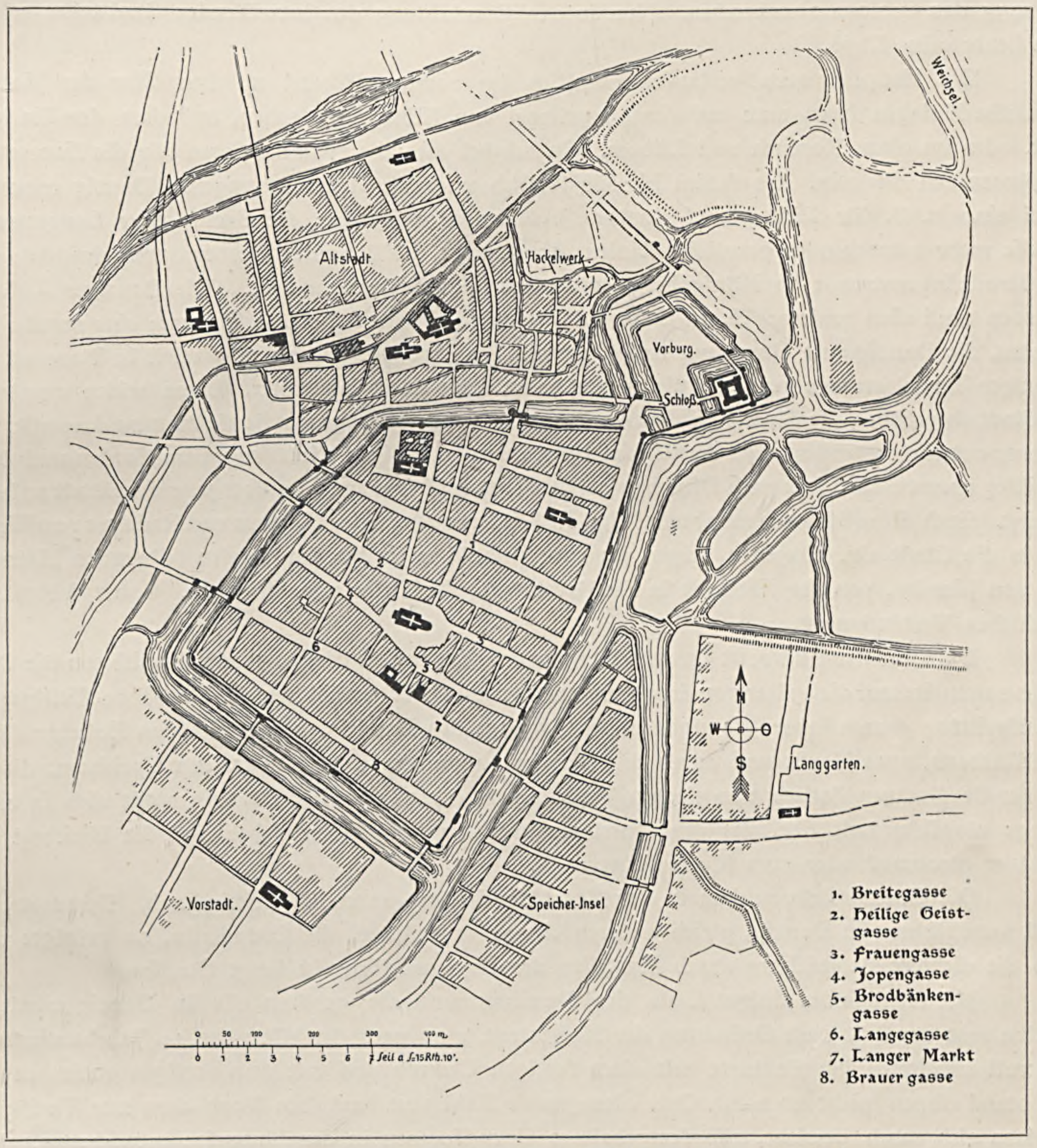


Abb. 1. Stadtplan von Danzig etwa zu Anfang des 15. Jahrhunderts. (G.)

noch nicht an die Mottlau heran, da noch unausgetrocknete Sümpfe vorlagen. Noch gehörten weite Gelände den Dominikanern, so jenes Grundstück, auf dem der Artushof steht. 1344 trat das Kloster einen grossen Teil seines Besitzes an die Stadt ab. Auf die Planauslage scheinen diese Besitzverhältnisse Einfluss gehabt zu haben, indem in das Gelände östlich von der Marienkirche, nach der Mottlau zu in eine gewisse Unordnung kam. Wenn man aber das Mass von 1 Seil = 43 m in den Zirkel nimmt und damit den Stadtplan untersucht, so kommt man zu allerhand überraschenden Ergebnissen: die Südseite des Langen Marktes ist 4 Seil lang, die anstossenden Grundstücke 2 Seil tief. Die südlich von der Hundegasse 1 Seil tief. Aehnlich der Block zwischen Langgasse und Hundegasse sowie zwischen Matzkauer- und Postgasse; nur dass hier dem Rathaus gegenüber die Häuser über ihre Grenze vorrückten. Der Langemarkt ist in seinem westlichen Teile

1 Seil breit, die Grundstücke zwischen Frauen- und Heiligegeistgasse sind 1 Seil tief, das Grundstück der Johanniskirche misst 1 : 2 Seile u. a. mehr. Vieles, ja das meiste stimmt nicht genau auf diese Einheit, überall sind die Masse ungenau: Aber ich möchte doch die Frage anregen, ob es sich nicht empfiehlt die Stadtpläne auf ihre Einheitsmasse zu prüfen!

Die Grenzen der Rechtstadt ergaben sich aus dem Lauf der Mottlau, dem nordöstlich gelegenen Schloss, das in Verbindung zur Stadt gebracht wurde und dem Wunsch, das Dominikanerkloster und seine Kirche der Stadt einzuverleiben. Dagegen trennten Mauer und breiter Graben von dem Rest der Altstadt ab, die in der Katharinenkirche ihren Mittelpunkt erhielt. Die Südfront der Stadt bildete eine gradlinige Mauer von 12 Seil Länge.

Der Bau der Mauern wurde lebhaft betrieben, ein breiter Graben landseitig ausgehoben. Als Danzig 1454 unter polnische Herrschaft kam, benutzte es eine Zeit der Unsicherheit in dieser, um 1455 das Schloss abzubrechen. Nur in der Planbildung des betreffenden Stadtteiles erkennt man heute seine Lage.

Die Hauptstrassen verlaufen sämtlich im rechten Winkel zu dem Ufer der Mottlau. Aehnliche Anlagen kann man auf der Pregelinsel von Königsberg sehen, auf dem der Kneiphof liegt, oder im alten Rostock und Lübeck. Es scheint dies die typische Form für die Hansestädte an Flussufern zu sein. Es fehlen hierfür freilich noch die Untersuchungen. Danzig ermangelt dabei einer z. B. für Lübeck und Rostock bezeichnenden Anlage: die Breite- oder Langestrasse, die die mehr oder minder parallelen Linien die zum Hafen führenden Gassen durchschneidet; auch die Brodbänkenstrasse in Königsberg entspricht dieser Strassenform. Die Danziger Zufahrtstrassen sind eben anders: Ueber Oliva kam von Nordwesten die eine Strasse; eine zweite vom Westen, die Danzig mit Pommern und Pommerellen verband. Schon 1189 wird in Stargard eine Danziger Handelsstrasse genannt: via mercatorum, quae ducit in Gdantz. Diese beiden wurden in die Stadt eingeführt, die für sie gewissermassen eine Kopfstation gegen die Mottlau zu darstellt. Als Strasse ostwärts stand nur, da die Weichsel mit ihren sumpfigen Niederungen im Norden und Osten den Weg sperrte, die Linie nach Dirschau offen, die von jeher den Stromübergang vermittelt zu haben scheint. Auch diese Strasse trat aber infolge der Niederungen an der Mottlau und Radaune von Westen her in die Stadt ein. Dagegen zeigen die zum Altstädter Graben im Norden führenden „Dämme" den von Norden, von der Altstadt in die Rechtstadt hineinführenden Weg an. Sonst fehlen südnördlichen Verbindungen.

Die Tore der Südfront vermittelten nur den Zugang zu der Vorstadt, die sich um die Petrikirche sammelte und die später von den Franziskanern zum Sitz gewählt wurde. Das Hohe-, Heiligegeist- und Breitetor waren aber die eigentlichen Zugänge des Handels, namentlich das Hohetor führte zum Rathaus, zum Markt und durch das Poggentor und seine Brücke zu den Speichern, die auf der der Stadtmauer östlich vorgelegten Mottlauinsel erbaut wurden. Danzig stellt sich in seiner Anlage als Uferstadt dar, die den Durchgangsverkehr vom Westen her auf die Weichsel und von hier stromauf oder zum Meere führte.

Die Grundstücke reichen in der Regel durch den ganzen Block hindurch. Herrschte, wie wohl anzunehmen in Danzig, gleich anderen deutschen Städten, die Grundleihe, so erfolgte wohl auch die dichtere Besiedelung durch Aufteilen der Urgrundstücke in lange Streifen.

Mit Ausnahme einiger Teile der Dominikanerkirche gehören die in Danzig erhaltenen Bauten erst der Zeit nach Gründung der Rechtstadt, also nach der Mitte des 14. Jahrhunderts an. Ueberall arbeiteten die Bauleute mit einer fertigen Technik und mit dem fertigen gotischen Stil. Es stand ihnen nicht eben am Orte eine grosse Zahl von baulichen Vorbildern zur Verfügung, so dass sich rasch gewisse, zäh festgehaltene Grundformen in der Bauweise entwickelten. Aber wie in anderen Hansestädten sass dafür dieser Stil um so fester im Bauempfinden der Bürger. Dafür ist ein merkwürdiges Buch Zeuge, das der Danziger Maurermeister B a r t e l R a n i s c h 1696 über die Gewölbe der Stadtkirchen herausgab. „Aus gutem, treuherzigen Gemüthe," habe er, den anwachsenden Lusthabenden zum Gewölbebau mitgeteilt, was er über dies Thema habe zusammenbringen können, „hoffend, dass sie sich dieser Wissenschaft gebrauchen und erfreuen werden". Man bedenke wohl: Er behandelt gotische Kirchen und deren Wölbart; er schreibt ein Lehrbuch gotischer Konstruktion zu Ende des 17. Jahrhunderts. Also ein sehr veralteter Meister, oder einer, der sehr früh ein Wiedererwachen dieser Bauformen ahnte! In neuerer Zeit hat man solche Nachwirkungen der Gotik bis in späte Zeit mehrfach zum Gegenstand der Untersuchung gemacht. Ich verweise auf das, was Joseph Braun S. J. über die „Belgischen Jesuitenbauten" (Freiburg 1907) und über die „Kirchenbauten der deutschen Jesuiten" (Freiburg 1908) geschrieben hat, sowie auf tschechische Schriften über die Gotik Böhmens um 1700.

Die Kirchen.

Die Marienkirche.

Die Chronisten des 17. Jahrhunderts bringen eine sonderbare, von der modernen Kunstgeschichte vielleicht nicht zu Recht völlig abgelehnte Nachricht: Der aus Westfalen stammende Hochmeister Ludolf König (1342—1345) habe einen Strassburger Werkmeister, Ulrich Ritter nach Konstantinopel gesendet, die Sophienkirche dort zu besehen und aufzumessen und habe dann von diesem nach deren Urbild die Marienkirche in Danzig nach Höhe, Weite und Breite errichten lassen. „Und werden, sagt der Chronist Curicke, diejenigen so die Sophienkirche besehen, am besten hieran urtheilen können, ob die Pfarrkirche nach derselben Art gebaut sei oder nicht". Ich bin ein solcher und kann keine Aehnlichkeit finden. Aber tatsächlich war 1332 der westfälische Mönch Otto von Neuenhausen in Konstantinopel, 1336 der ebendaher stammende Pfarrer Ludolf von Sudheim: Also war eine solche Reise nicht unmöglich, zumal für die Ordensritter, die Rhodos doch von 1309—1522 inne hatten. Zwei Dinge möchte ich hervorheben, dass man die Kirche für die Schöpfung eines Strassburgers hielt und dass dieser als Ritter bezeichnet wird, ähnlich den vielumstrittenen Strassburger Junkern von Prag, die um dieselbe Zeit dort genannt werden. Denn dass „Ritter" ein Familienname sei, ist für jene Zeit nicht wahrscheinlich. Im allgemeinen aber hat sich hinter solchen positiven Nachrichten zumeist ein historischer Kern gefunden.

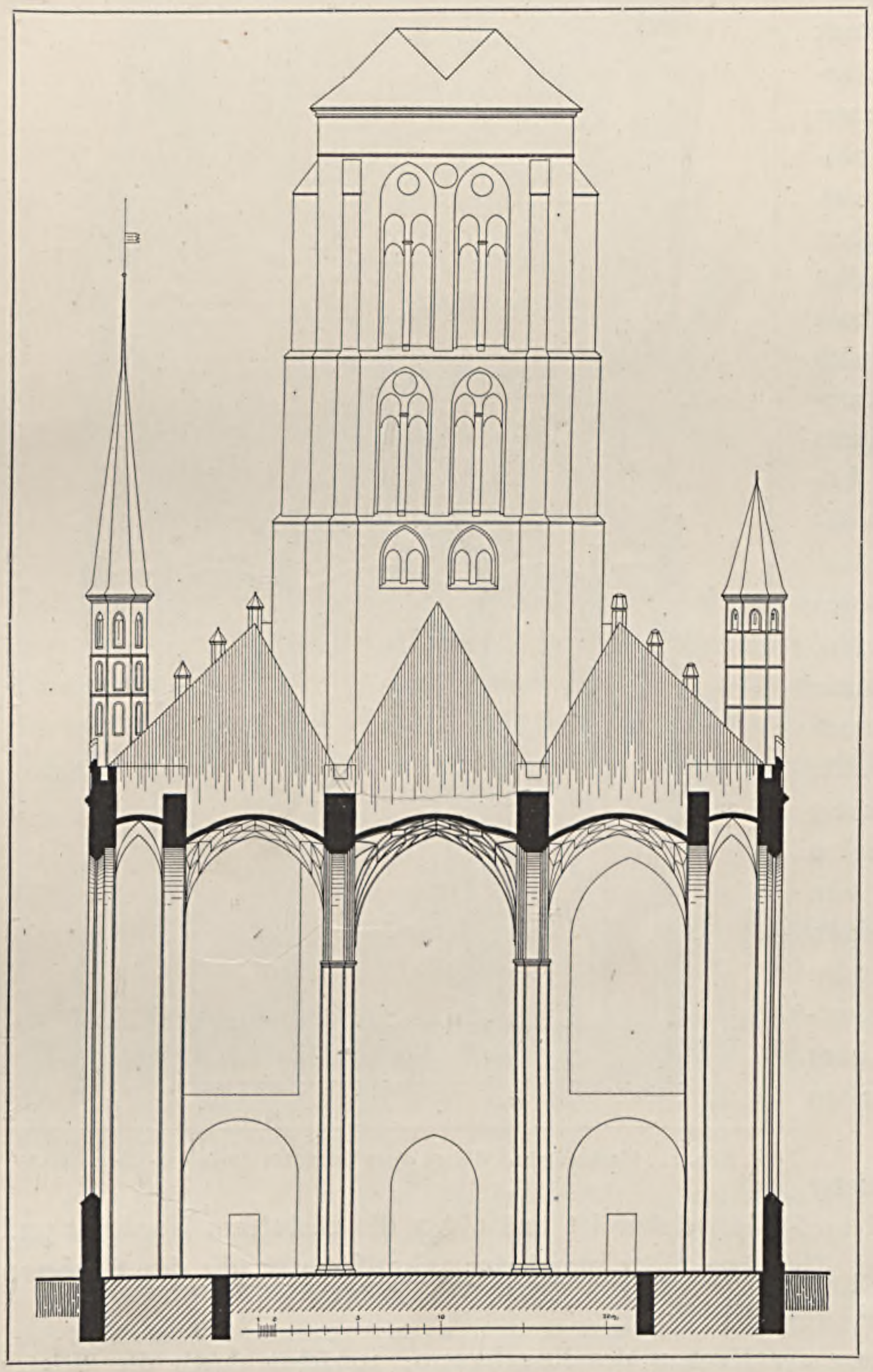


Abb. 2. Marienkirche. Skizze eines Schnittes durch das Langhaus. (6.)

Hirsch gliedert die Baugeschichte der Hauptkirche der Stadt in drei Abschnitte, die mit den Jahren 1343, 1402 und 1484 einsetzen und bis 1502 reichen.

Die Bautätigkeit setzte nach der Grundsteinlegung kraftvoll ein. Zunächst entstand ein Bau, (Blatt 31) von dem nur das Langhaus, wenn auch in veränderter Form übrig blieb. Die Seitenschiffe des ursprünglichen Baues scheinen etwas niedriger gewesen zu sein, als das Mittelschiff. Bezeichnend für das Innere (Abb. 2) sind die sehr hoch gestelzten Arkadenbogen. Die Anfänger der Gewölbe setzen ein gutes Stück oberhalb der mit einem kleinen Plättchen abgeschlossenen achteckigen Pfeiler ein. Diese Form erscheint nicht organisch. Mir will scheinen, als seien die Pfeiler alt, habe die Wölbung der Seitenschiffe früher unmittelbar auf diesen gesessen. Das würde allerdings eine Querschnittanlage mit nur sehr bescheidener Ueberhöhung des Mittelschiffes ergeben.

Der alte Chor dürfte sich unmittelbar an das Mittelschiff einschiffig angelegt haben. Nimmt man an, dass er nach mittelalterlicher Weise vor seinem Abbruch umbaut wurde, als man den neuen Chor errichtete, so dass also der Gottesdienst nicht gestört zu werden brauchte; nimmt man ferner an, dass hierbei die neuen Pfeiler durch die alten Umfassungsmauern, am besten durch die Fenster hindurch, gemauert wurden, dass also die neuen Pfeiler an anderer Stelle stehen mussten wie die alten Gewölbeansätze, so erklärt sich die eigenartige Anordnung des östlich an das Querhaus anstossenden Joches: Die Pfeiler wurden in die Fenster des zweiten Joches und dicht ausserhalb des aus dem Achteck konstruierten Chorabschlusses erbaut: Es ergeben diese Vermutungen für den alten Chor eine Anlage von drei Jochen, die gleich breit mit jener des Langhauses sind. Das Längenmass von 2 Seilen = 86 m würde für die alte Kirche bei dieser Anordnung zutreffen.

Mit 1402 setzt der Bau des Querhauses, des erweiterten Chores (Abb. 3) und wohl auch des Westturmes ein. Dieser erhielt 1454 seine Glocken. Seit 1406 beginnt in rascher Folge die Gründung von Kapellen in den Nebenräumen des „neuen Chores". Man erkennt, dass der Orden wie die Stadt mächtig an der Hebung der Kirche arbeiten: setzten doch nun die Kämpfe um Loslösung von der Oberherrschaft polnischer Bischöfe mit aller Kraft ein. Danzig bereitete sich mit dem Neubau für bessere Verhältnisse vor. Der Bau wurde so gestaltet, dass er als Kathedrale gelten konnte. War doch auch durch die Abhängigkeit der übrigen Pfarrkirchen von St. Marien dem Konvente dieser Hauptkirche eine Bedeutung beigelegt, die sie schon jetzt weit in die Lande hinein erhob.

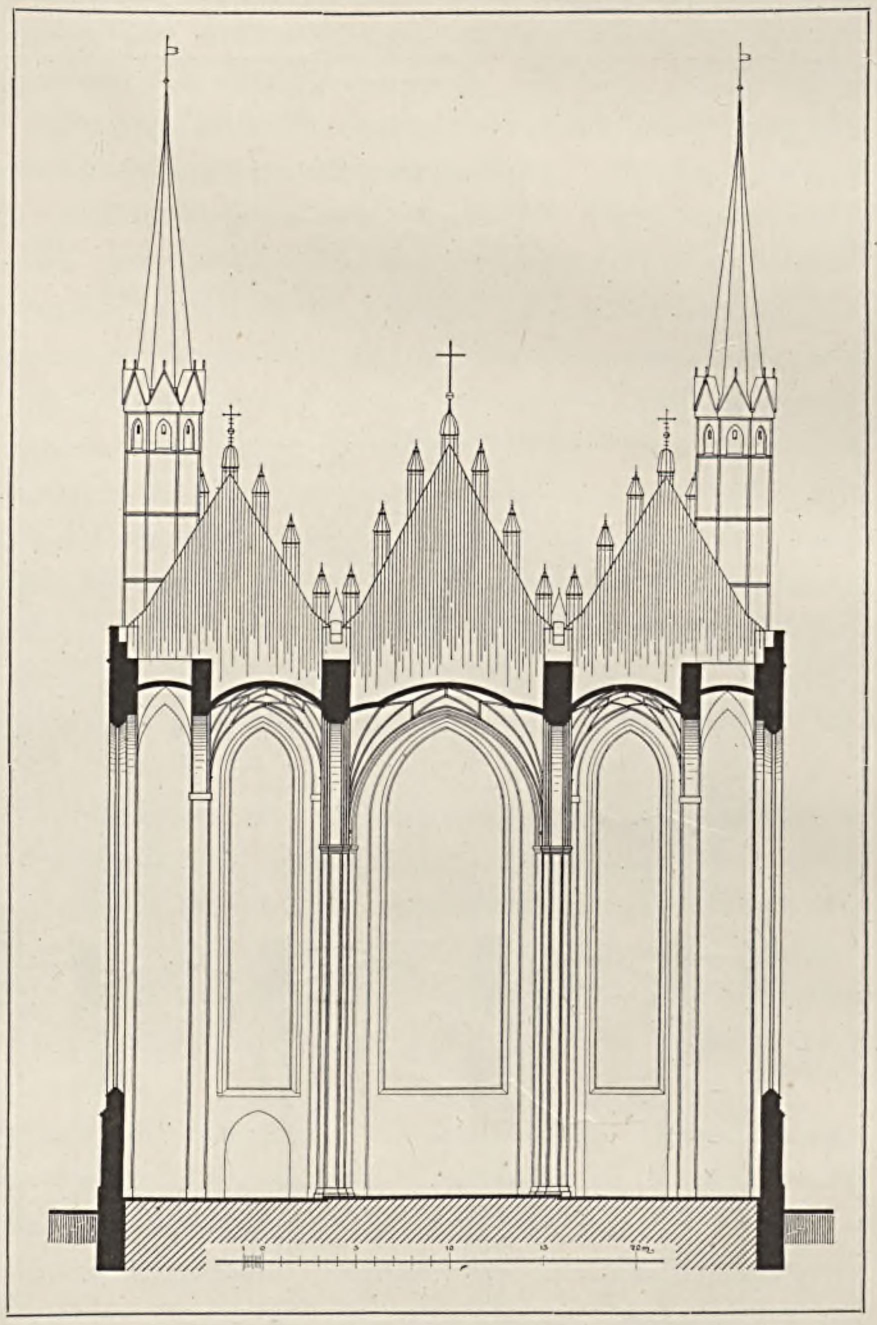


Abb. 3. Marienkirche. Skizze eines Schnittes durch den Chor. (G.)

Trotz der hoffnungsfreudigen Stimmung die aus der Planung spricht, sieht man dem Bau an, dass er unter Kämpfen entstand. Der Pfarrer, dessen Haus vor dem Nordschiff liegt, wollte den Grund nicht ablassen, der nötig war, um dieses dem Südschiff gemäss auszubauen. Die Kirche ist nur von schmalen Gassen umgeben: Man erkennt, dass in Danzig der Grund und Boden teuer geworden war, dass die 4 Quadratseile nicht ausreichten, auch nicht nach den Schenkungen von Grundstücken an der Ostseite des Kirchhofes.

Den Bau leitete ein Meister Steffens, der zwischen 1438 und 1446 nachweisbar ist und sicher die Giebel am Nordende und Südende des Querschiffes erbaute. Ihm zur Seite stand eine „Gesellschaft", die den Bauherrn vertrat; deren Mitglieder nannte man Baumeister.

Der dritte Bauabschnitt war der Ausbau des Langhauses; zunächst durch die Meister Michael und Hans Brand 1484—1486 der Nordfront. Dies führte zu ärgerlichen Folgerungen. Die vorgerückte Umfassungswand schnitt in das Fenster des Querschiffes ein: Man half sich so gut es ging mit einer Schräge. Als Meister Heinrich Hetzel 1496—1498 die Südseite aufführte, verzichtete er auf den Notbehelf und schnitt tatsächlich dort in das Fenster ein.

1498 hat unter Hetzel die Wölbung begonnen, die unter eifriger Teilnahme der Bürger 1502 vollendet war: Ein ungemein reiches Netz überspannt den ganzen Bau. Im Mittelschiff und im Chor trennen die Netzfelder schwache Rippen, in den Seitenschiffen treten an deren Stellen Grate.

Durch das Einziehen der Strebepfeiler wurden die Umfassungswände nach aussen nahezu glatt. Dazu kommt, dass jedes Schiff sein eigenes Dach hat — vielleicht eine Folge des Umstandes,

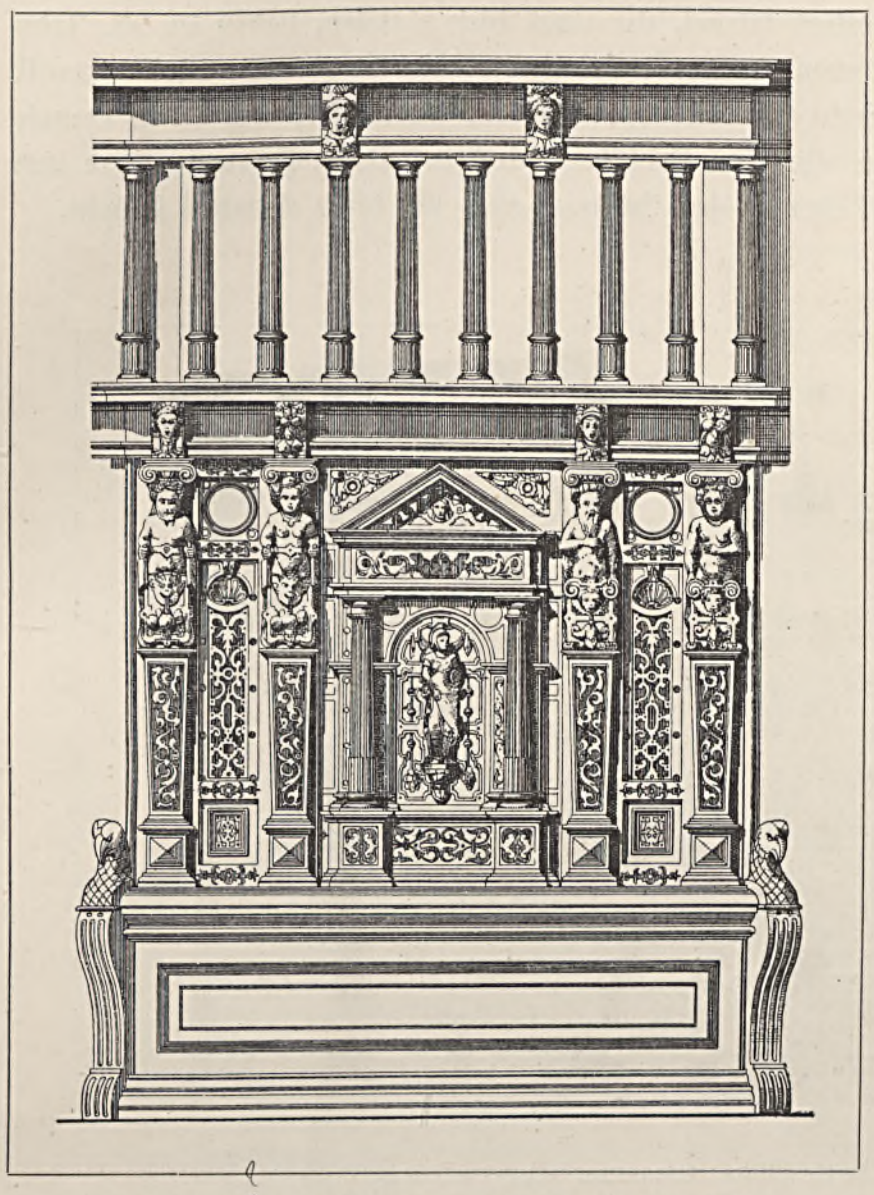


Abb. 4. Marienkirche. Gitterwerk an der Taufe. (O.)

dass das Dach des Mittelschiffes beim Umbau erhalten blieb. Demgemäss ergaben sich denn auch nach allen vier Kreuzarmen zu dreien gruppierte Giebel, und zur besseren Ausbildung dieser breite Grundanlagen für die Giebelwände, so dass in den Bekrönungen kräftige Ecktreppentürme, Vorlagen u. dgl. Platz fanden. Freilich fehlt für die künstlerische Wirkung der Kirche doch das charakteristische Dach. Sie erscheint besonders breit, wie nach innen eingesunken.

Um so kräftiger erhebt sich der Turm, der in seiner schlichten Gliederung ein Werk von hervorragender Schönheit ist.

Ueber die Innenausstattung der Kirche gibt Dehio im „Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Band II, Nordostdeutschland (Verlag von Ernst Wasmuth A.-G., Berlin, 1906) alle wünschenswerten Aufschlüsse. Hier soll nur auf das Taufgitter und die Taufe (Abb. 4) hingewiesen werden, ein Prachtstück niederländischer Messinggiesserei, 1554 gegossen, bemerkenswert durch die vornehme Durchbildung in reifen Renaissanceformen. Dann sei auch die prachtvolle Orgel erwähnt, die an Schönheit und Grossartigkeit nicht eben viele Werke ihresgleichen hat: Ein gewaltiger Aufbau, der bis zum Gewölbe aufsteigt, dazu eine ebenso reiche, wie klare Komposition, die die Danziger Kunsthistoriker, wie mir scheint, bisher nicht genug würdigten. Sie teilt die malerischen Vorzüge ihres Stiles mit der Kanzel von 1762 und der mit dieser zusammenhängenden Umgestaltung eines Schiffpfeilers zu einer antikisierenden Säule.

Die Peters- und Paulskirche.

Die Kirche (Blatt 31), die in der früh sich entwickelnden Südvorstadt liegt, wurde 1393 begonnen, brannte 1424 aus, doch blieben die Mauern stehen. Die neue Auswölbung zog sich laut Inschrift bis 1516 hin. Der Turm wurde 1486 begonnen und nach einem Brande von 1521 ausgebaut.

Man hat also drei Bauabschnitte zu unterscheiden: den um 1400, den nach 1424 und den seit 1486. Genauere Daten fehlen.

Dem ältesten Plane noch dürfte der Bau eines dreischiffigen, querschifflosen Langhauses mit anstossendem einschiffigen Chor angehören; die Seitenschiffe hatten vielleicht die Höhe, die durch das Fenster im südwestlichen Joch neben dem Turm angedeutet wird, waren also nahezu dem Mittelschiff gleich. Der Umbau seit 1424 drängte auf einen Hallenbau, der aber aus einem rechteckigen Grundriss von 7 Jochen bestehen sollte. Der Bau begann im Westen, stockte aber vor dem der älteren Anlage angehörigen Chor. Dieser ist niedriger als die Halle und besteht aus drei Jochen. Die Mauer, die man in Verlängerung des Südschiffes aufführte, weist darauf hin, dass an seine Stelle eine zweijochige Anlage kommen sollte, und zwar von gleicher Breite der Joche wie im Schiff, doch unter Betonung eines Triumpfbogens.

Der 1486 begonnene Turm war in seiner Entwicklung beengt durch die anstossende Strasse. Er wurde daher oblong vorgelegt und schneidet stark in die Seitenschiffe ein. Nach aussen entwickelt er sich mit kräftigen Nord- und Südgiebeln vor dem Satteldach, während die Seiten-

schiffe ein Pultdach abdeckt. Die gotischen Giebel, die einst hier standen, haben im 18. Jahrhundert eine Umgestaltung erfahren. Die massige Kraft des Bauwerkes ist überaus wirkungsvoll.

Dieser Abschluss einer Hallenkirche ist bedingt dadurch, dass hier, wie es in Danzig die Regel ist, drei Dächer nebeneinander die drei Schiffe abdecken. Diese Bauweise hat ihre Schwächen, namentlich hinsichtlich der Abführung des Schnees, aber sie blieb dauernd beliebt.

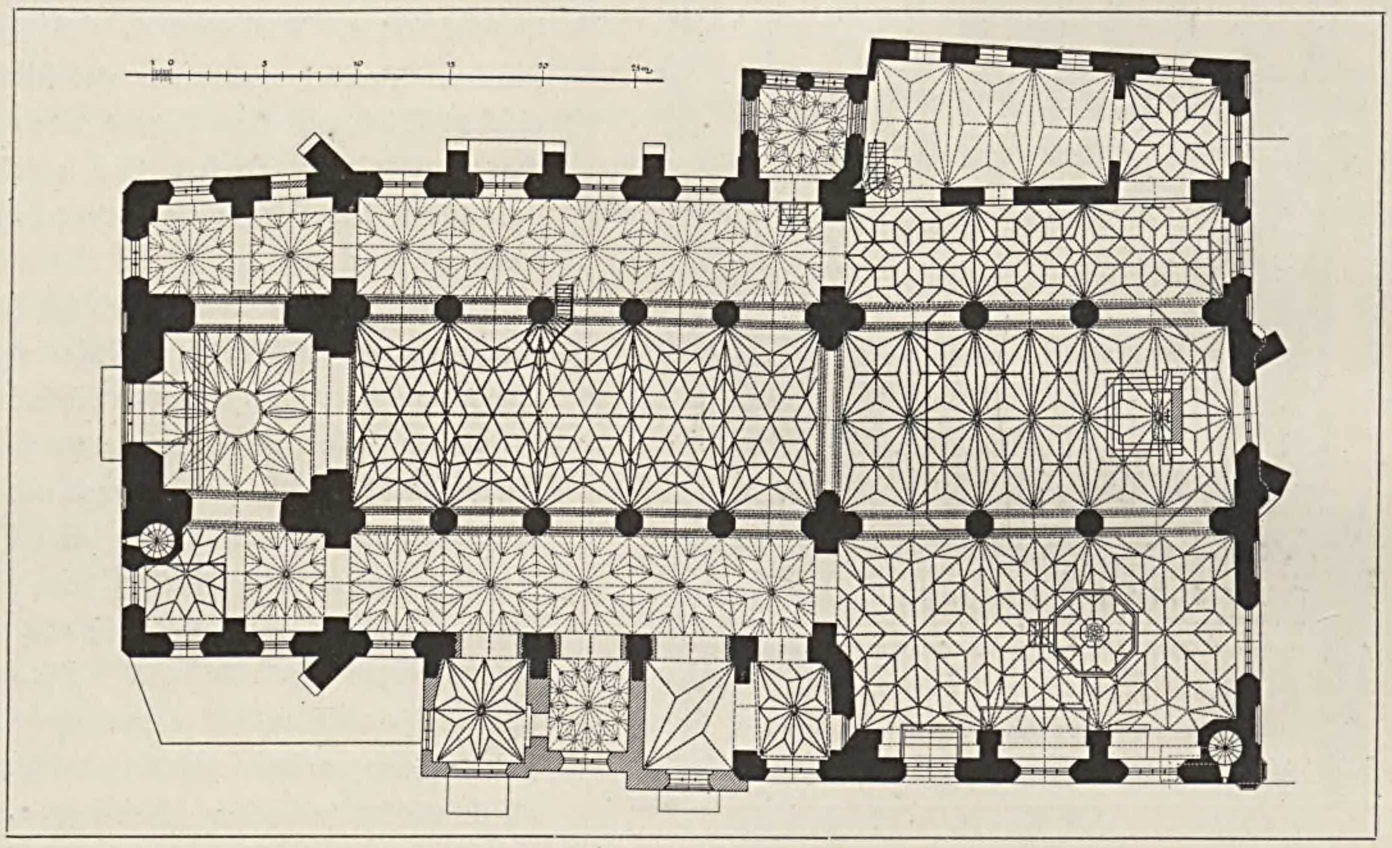


Abb. 5. Katharinenkirche. Grundriss. (G.)

Die Katharinenkirche.

Die Geschichte dieser ältesten, schon 1185 erwähnten Kirche ähnelt der von St. Peter und Paul: die ältesten Teile (Abb. 5) sind das Langhaus und der einschiffige Chor. Wenn nun auch von einer Kirche schon 1263 die Rede ist, so gehören diese Bauteile doch wohl erst der auf 1326 chronikalisch festgestellten Bauzeit an, die die Erweiterung des Chores betraf. 1329 soll der Glockenturm angefügt worden sein. 1330 wurde die Dresskammer und die Beichtkapelle erbaut. Es ist dies letztere der Bau nordöstlich vom Nordseitenschiff.



Abb. 6. Katharinenkirche. Ansicht von Osten. (K.)

Die alten Baugrenzen wurden durch die diagonal gestellten Strebepfeiler festgestellt. Es entstand durch den Umbau von 1326 ein nahezu quadratisches, durch drei Schiffe und fünf Joche geteiltes Langhaus, ähnlich dem der Karmeliterkirche; ferner ein einschiffiger Chor, der wohl einst drei rechteckige und ein viertes aus dem Achteck geschlossenes Joch hatte. Die jetzige Ungleichartigkeit der Jochbreiten ist wohl daraus begründet, dass die Pfeiler eingebaut wurden, während der alte Chor noch stand, dass also

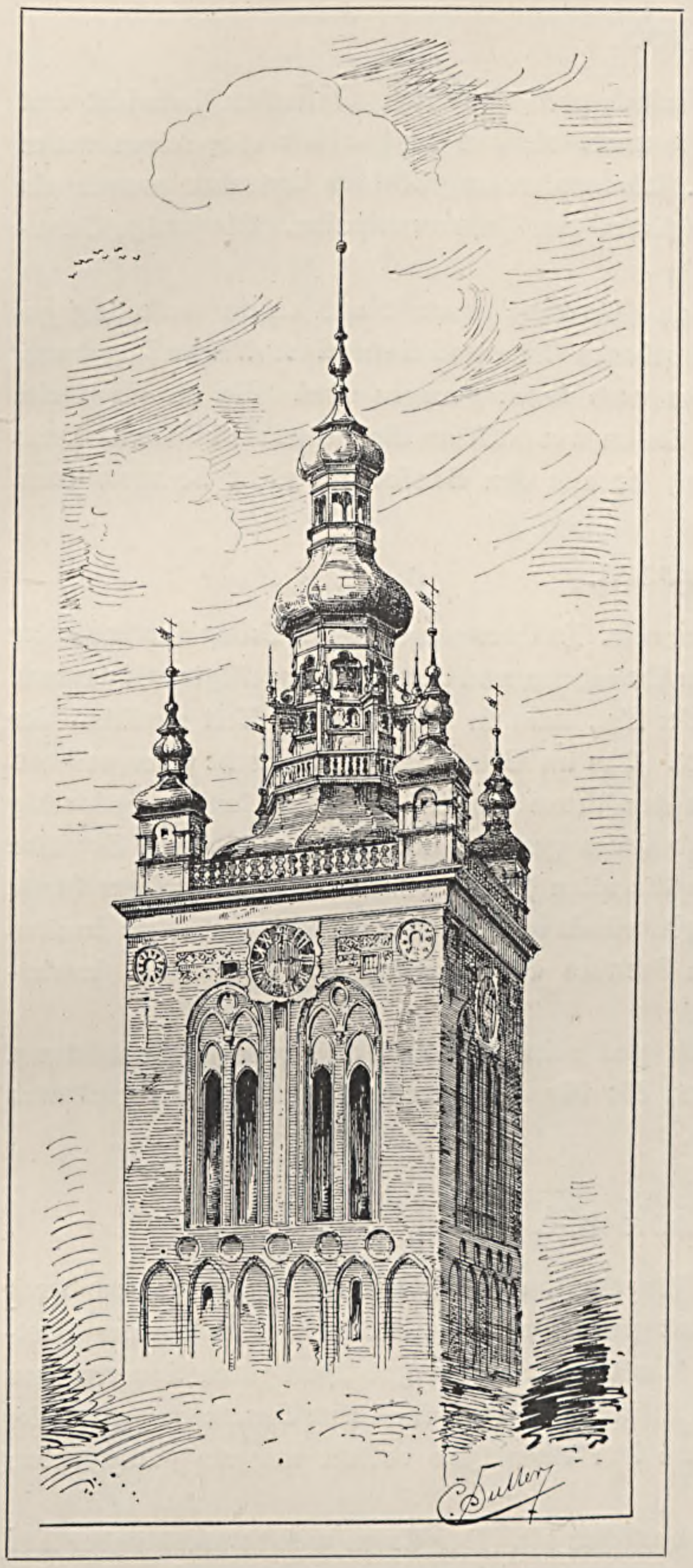


Abb. 7. Katharinenkirche. Turm. (S.)

die Stellen vermieden werden mussten, an denen die alten Gewölbe aufsassen. Die Strebepfeiler waren sämtlich aussen angebaut.

Für die Folgezeit fehlt es an Nachrichten. Der Chor wurde durch ein über 10 m breites Seitenschiff gegen Süden erweitert, dessen nach innen gezogene Strebepfeiler und Wölbung auf die Zeit nach 1480 weisen. Gegen Norden lehnt sich an das hier normal breite Seitenschiff die Dresskammer, über der sich eine Empore befindet. Gegen Osten schliessen die drei parallelen über den Chorschiffen liegenden Türme prächtig ausgebildete Giebel (Abb. 6) ab, zeugen dafür, dass zu vornehmer Wirkung Symmetrie nicht unbedingt nötig ist. Gegen Westen erhebt sich der mächtige Turm (Abb. 7), der 1484—1486 seine Obergeschosse und wohl auch die seitlichen Anbauten erhielt. Die Haube stammt von 1634 und brannte 1905 nieder, soll aber in dieser Weise wieder aufgebaut werden. Es sei hier besonders auf Matthäi's Analyse der Baugeschichte in „Danzig und seine Bauten", S. 58 ff., hingewiesen, die derjenigen der Marienkirche nahekommt.

Eine Aufnahme des Turmes, der 1634 seine Gestalt erhielt, war nicht möglich, da er nach dem Brande von 1905 eingerüstet war.

Johanniskirche.

Die Nachrichten über den Kirchbau sind spärlich, doch weisen sie darauf zurück, dass die Kirche in den 1390er Jahren bestand. 1453 verbot der Deutschherren-Orden den Weiterbau des Turmes. Eine Inschrift an der Sakristei bekundet, dass die Kirche 1463—1465 eingewölbt wurde. Dazu erzählt Ranisch, sie sei 1460 erbaut worden, als Niklas Schultze Vorsteher der Maurer war. 1543 schädigte sie ein Brand. Damals erhielt der Turm seine jetzige Gestalt. Eine weitere Folge war, dass 1588 die Kirche verankert werden musste, wobei sie wohl die einer Attika ähnliche Aufmauerung über dem Hauptgesims erhielt. Die Strebepfeiler an der Ostwandung des Chores baute erst 1679 Hans Ranisch. Ferner wurde 1690 die Bibliothek östlich vom Nordquerschiff erbaut; 1691 wurde der infolge schlechter Grundierung weichende Bau von Bartel Ranisch und Michael Kayser wieder hergestellt. Namentlich war der südwestliche Vierungspfeiler gesunken. Seither ist wenig am Bau geändert worden.

Der Grundriss der Kirche (Blatt 30) weist auf das 14. Jahrhundert: Eine dreischiffige Anlage mit Querschiff von 5 Jochen. Die Vierung wurde infolge der Schmalheit des Querschiffes oblong. Der Chor ist geradlinig geschlossen. Ringsum sind die Strebepfeiler aussen vorgelegt, im Gegensatz zur Regel für Danzig. Am Ostende des Chores jene eigenartige Verstärkung der Mauer, die auf eine reiche Ausgestaltung der Giebel weist, bei der die beiden Wendeltreppen als seitliche Türme eine Rolle zu spielen haben. Es ist keineswegs klar, dass der Bau, so wie er ausgeführt wurde, ursprünglich als Halle geplant war. Vielmehr könnte man glauben, dass erst im 15. Jahrhundert die Umgestaltung oder besser der Ausbau zur Halle erfolgte: Die Querschiffanlage, die im Grundriss so entschieden auftritt, im Schnitt aber bei Hallenform nicht recht zur Geltung gelangt, spricht für diese Entstehungsart. Die Giebel an den Querschiffen wie der Turm weisen darauf hin, dass die St. Johannisgemeinde die Absicht hatte, ihren Wohlstand durch das Gotteshaus zu bekunden. Ein prächtiges Band glasierter Ziegel umgibt den reich gegliederten Turm.

St. Jakob.

Die Kirche wurde angeblich 1432 gegründet, jedoch nach einer chronikalischen Nachricht erst 1455 an ihre jetzige Stelle verlegt. 1636 brannte sie aus und erhielt 1639 einen neuen Turm, das heisst auf den wohl dem 15. Jahrhundert angehörigen Unterbau wurde ein neuer zierlicher Helm aufgesetzt. 1815 beschädigte diesen eine Pulverexplosion. Die jetzige Turmbekrönung stammt vom alten Jakobstore.

Der schlichte, durchweg flach gedeckte Bau (Blatt 29) besteht aus einem rechteckig geschlossenen, aussen mit schwachen Strebepfeilern versehenen Chor und einem einschiffigen Langhaus, bei dem die aussen lisenenartig behandelten Streben nach innen gezogen sind. An die Nordseite der Kirche lehnte sich das Hospital der Schiffer an, die im wesentlichen die Gemeinde bildeten. Dass jemals eine Ueberwölbung beabsichtigt gewesen sei, ist aus den Bauformen nicht herauszulesen.

St. Barbara.

Die älteste Kirche soll 1495 und 1545 abgebrannt sein. In ihren wesentlichen Teilen dürfte sie der Zeit um 1500 angehören, abgesehen von dem Turmhelm und dem 1728 angefügten Südanbau.

Der Bau (Blatt 29) vollzog sich in der Art, dass in spätgotischer Zeit zunächst der Turm entstand, der auf oblonger Basis sich aufbaut. Das im Grundriss quadratische Obergeschoss ist wohl erst ein Werk des 16. Jahrhunderts. An den Turm wurde ein 4 Joch langes, rechteckig geschlossenes Langhaus gebaut, dessen Pfeiler nach innen gezogen und unter sich durch Gewölbe verbunden waren. Beim Umbau von 1728 wurden die alten Fensterwände entfernt, an ihrer Stelle Bogen eingespannt und nun nach Norden neue Fensterwände vorgebaut, nach Süden aber ein zweites Schiff angefügt. Dabei wurde, wohl wegen des Schubes der Gewölbe, über den alten Fensternischen die Westmauer verstärkt.

Das Südschiff erhielt sein besonderes Dach und seine der Zeit angemessene Ausbildung. Der ganze Innenraum der Kirche ist flach gedeckt, die für den älteren Teil zweifellos geplanten Gewölbe sind anscheinend nie ausgeführt worden.

St. Bartholomäi.

Die Kirche (Blatt 28) diente als Pfarre der Jungstadt, und dürfte nicht allzulange nach deren Gründung 1380 entstanden sein. Dieser Zeit gehören aber nur die Untergeschosse der Westfront an. Nach einem Brande wurde nach Ranisch die Kirche 1500 „von guten Maurern“ neu erbaut, auch ein gut gemauerter neuer Turm dabei aufgeführt. 1590 fand eine Erneuerung statt, der wahrscheinlich der jetzige Bauzustand zu verdanken ist: denn 1500 sei sie nur als Fachwerkbau aufgeführt worden.

Der heutige Zustand der Kirche ist im wesentlichen alt. Der Turm weist unverkennbar auf die Zeit kräftiger Gotik, während die Giebel des einschiffigen rechteckigen Saalbaues Renaissanceformen haben. Das ursprünglich geplante Gewölbe ist nie ausgeführt, der Raum vielmehr flach gedeckt worden. Die Strebepfeiler sind nach innen gezogen, zwischen ihnen Gewölbe eingespannt.

Die Haube über dem 4. Turmgeschoss gehört der Barockzeit an. Die hübschen Giebel, die noch im 18. Jahrhundert über der nördlich vorgebauten Dresskammer standen, sind verloren gegangen.

Die Dominikanerkirche.

Der Weg der Dominikaner ging, wie wir sahen, von Rom über Friesach nach Krakau, Breslau, Prag nach Danzig. Meines Wissens ist noch nie untersucht worden, was das Gemeinsame der in den östlichen Ländern errichteten Bauten dieses Ordens ist.

Die Friesacher Kirche kommt so wenig in Betracht wie die Breslauer. Erstere entstand erst 1251, letztere wurde vor Ankunft der Dominikaner gebaut. Die Krakauer Kirche ist eine basilikale Anlage mit drei Schiffen und langgezogenem Chor ohne Querschiff. Die Ostendung ist eine gerade, die Stilform hoch entwickelte Gotik; das Querschiff fehlt. Die Danziger Kirche lehnt sich eng an das Krakauer Vorbild an, jedoch bei hallenförmigem Langhaus. Unmittelbar an dieses schliesst sich der einschiffige, geradlinig geschlossene Chor. Der Mangel eines Querschiffes ist beiden gemein: Ebenso an der Dominikanerkirche zu Friesach, einer noch romanisierenden Anlage, die auf flache Decke berechnet war und in drei Chören abschloss, während in Krakau und Danzig die Seitenschiffe geradlinig enden.

Die Cisterzienser bauen in Kreuzform mit entwickeltem Querhaus, basilikaler Anordnung für das dreischiffige Langhaus, unbedingt von vornherein auf Gewölbe rechnend, auch wenn diese vielleicht aus Mangel an Mitteln nicht gleich überall durchgeführt wurden. Die Dominikaner bedienten sich wohl der von den Cisterziensern eingeführten und durchgebildeten Backsteinbauweise, die während des 14. Jahrhunderts schon ein Gemeingut des deutschen Nordens geworden war; aber sie hielten fest an einer selbständigen Kirchenform: Dem einschiffigen, nach der Zahl der Fratres und ihrer Sitze im Gestühl mehr oder minder lang gestreckten Chor, an den sich unmittelbar das mit tunlichst einfachen Mitteln weiträumig und für eine grosse Zahl von Kirchgängern berechnete Langhaus anschloss, ein schlichter Saal, der zumeist ursprünglich wohl nicht auf Ueberwölbung berechnet wurde, wenigstens nicht in ältester Zeit.

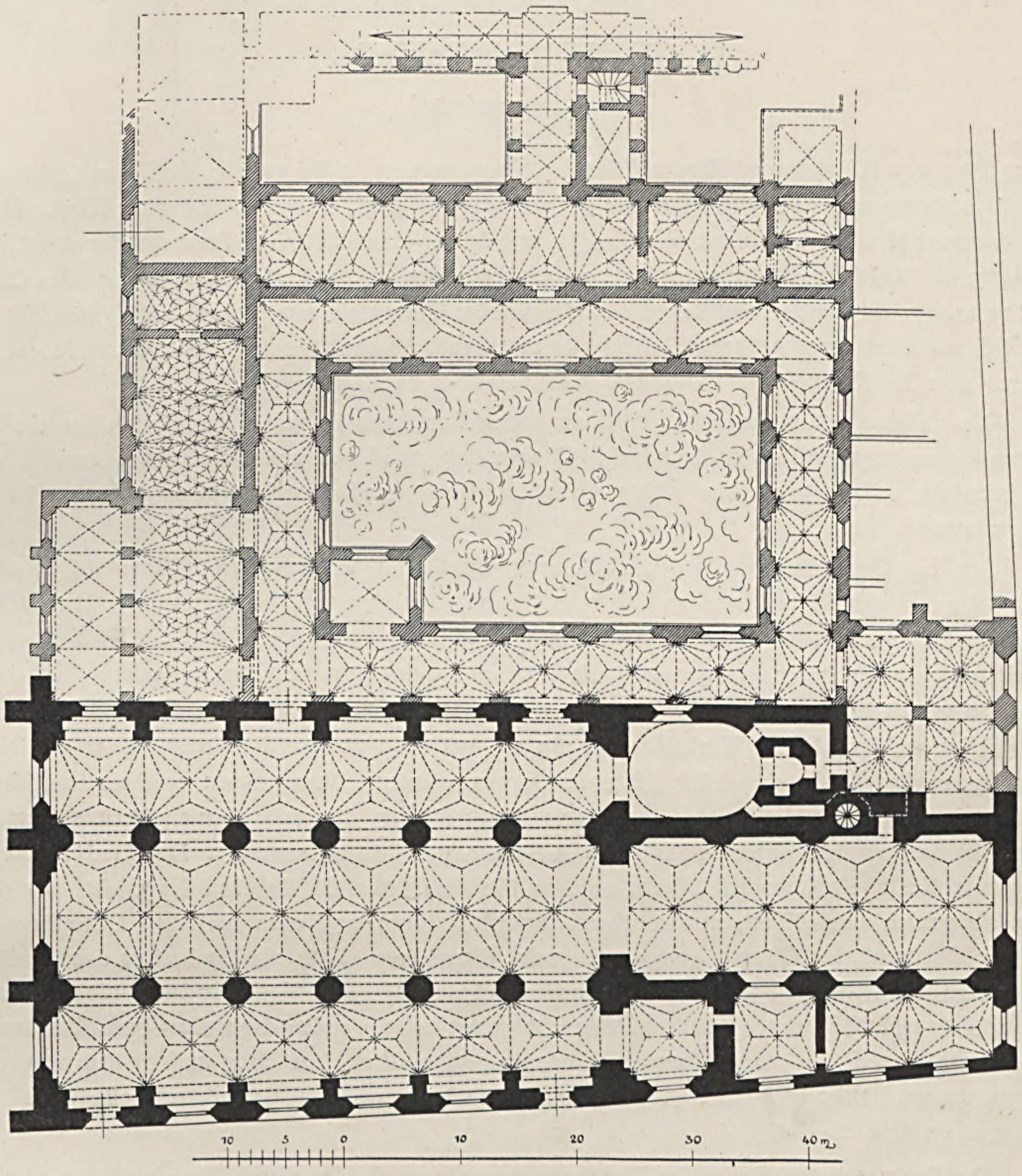


Abb. 8. Dominikanerkirche. Grundriss. (G.) Die Klosteranlage ergänzt nach Ranisch.

Als ältester Teil der Danziger Kirche (Abb. 8) gilt der Turm und die an diesen östlich sich anlegenden Räume, die Sakristei oder, wie Ranisch sie nennt, die Dresskammer. Nun haben aber Dominikanerkirchen nach den Satzungen des Ordens keine Türme. Es ist dies also wohl ein Rest der Pfarrkirche der Altstadt, geht also auf die Zeit vor 1227 zurück, in der Pater Hyacinth aus Krakau die Kirche für seinen Orden übernahm. Die unregelmässige Form der Sakristei ist aber unmöglich die ursprüngliche. Nur die Südmauer erhielt sich, während anscheinend die Nordmauer der heutigen Sakristei beim Bau des Dominikanerchores zerstört wurde. Dabei wurde der Achse eine Schwenkung nach Süden zu gegeben. 1260 wurde ein Ablass für die Kirche gewährt, nach der Zerstörung der Altstadt von 1309 der Bau anscheinend bald wieder aufgenommen. Für die spätere Zeit fand ich erst wieder die Nachricht, dass er 1487 gewölbt worden sei und dass 1490 der Bau der Ursulakapelle an der Westseite begonnen habe.

Die Länge der Kirche beträgt fast genau 2 Seil = 86 m.

Im nordöstlichen Seitenschiffe des Chores entstand 1693 ein derber Barockbau, die Kapelle des hl. Hyacinth.

Die Stürme der folgenden Jahrhunderte hat die Kirche gut überdauert: Erst in der Belagerung von 1813 litt sie und namentlich das Kloster so, dass dieses 1839—1840 abgebrochen wurde. In Abb. 8 sind die an die Kirche anstossenden Teile nach Ranisch ergänzt worden. Bemerkenswert war neben dem sehr ansehnlichen Kreuzgang die westlich von diesem liegende Kapelle, in der nach Ranisch die deutsche Predigt stattfand: Ein stattlicher, nach Norden zu gerichteter Bau von überaus reicher Einwölbung, wie er sich ähnlich auch an der Franziskanerkirche erhielt.

Die Dreifaltigkeitskirche.

(Franziskanerkirche.)

Der Bau von Kloster und Kirche (Blatt 28) begann 1431; 1480 wurde die Annenkirche an die Westfront angebaut, und zwar für die polnische Predigt, während die grosse Kirche für die deutsche Predigt bestimmt war. 1482 wurde der Grund für die Strebepfeiler des Chores gelegt, 1485 die Nord- und Südmauer bis zum Hauptgesims aufgeführt. Das Gewölbe des Chores stammt von 1495, der Lettner von 1493, das Gestühl im Chor etwa aus gleicher Zeit. 1503 stürzten die nördlichen Umfassungsmauern, fünf Pfeiler und das Dach ein. Der Wiederaufbau erfolgte 1514, was durch eine Inschrift im Gewölbe des Mittelschiffes bezeugt wird.

Diese Daten stellen zunächst fest, dass das Langhaus in seiner ganzen Anlage ein Werk der ersten Erbauungszeit ist, während der Chor anscheinend seit 1482 verlängert und in seine heutige Gestalt gebracht wurde. Der Einsturz hatte geringen Einfluss auf die bauliche Gesamtgestaltung.

Der dem Ordenswesen der Franziskaner entsprechend schlichte Bau ist eine stattliche Halle über fünf Paaren achteckiger, an den Ecken mit zarten Dinsten versehener Pfeiler. Die Arkadenbogen sind schwer und wuchtig, die Gewölbe zierlich durch Netzwerk aufgeteilt. Die Strebepfeiler der Schiffe sind nach innen gezogen und die Umfassungsmauern mit den schlanken Fenstern bis zum Gewölbescheitel hinauf gezogen, so gewissermassen weitere Hallenschiffe bildend. Diese Anlage gehört wohl erst dem Umbau von 1485 an, während vorher die Fenster sehr gut bündig mit der Innenseite der Strebepfeiler gestanden haben können. Von aussen erscheint mithin das Schiff als ein nur durch die Fenster gegliederter Mauerkörper, den nach oben ein breites Ornamentband und ein Kreuzgesims abschliesst. Alles in Backstein, nüchtern, wuchtig. Das Dach spielt keine entscheidende Rolle, da jedes Schiff ein solches für sich hat. Dafür sind die Giebel vor diesen Dächern aber reich ausgebildet, in zierlichem, freilich modern ergänzten Aufbau. Besonders reich scheint die Ostfront des Chores gewesen zu sein, über deren Mitte ein Dachreiter sass, während die beiden Eckwendeltreppen in spitzen Türmchen endeten: War dies doch die der Stadt zugewendete Seite, auf deren Ausbildung besonderes Gewicht gelegt wurde, wie schon die Grundrissform des Ostabschlusses erweist. Ferner befand sich ein Dachreiter über dem Chor und seitlich von diesem ein Turm, dessen Haube erst dem 17. Jahrhundert angehört, während der achteckige Aufbau älteren Ursprunges zu sein scheint.

Der Lettner trennt innen das Langhaus vom Chor ab, das einschiffig, im Osten geradlinig abgeschlossen und von gleicher Höhe ist wie das Langhaus. Dieser Lettner dient in seinem unteren Teil auch als Verbindungsgang vom Kloster aus sowohl in Schiff und Chor, als auf die benachbarte Strasse.

Die Annenkirche im Westen ist durch den Reichtum ihres Sterngewölbes ausgezeichnet, sonst aber eine schlichte Anlage, nach aussen wieder ohne Strebepfeiler, doch gegen Westen mit einem ansehnlichen Backsteingiebel. Ihr gegenüber ist ein Haus für die „Kirchenbediensteten", ein reizendes Werk traulicher Wohnbaukunst: Eine offene Holztreppe führt zu dem ausgekragten Umgang, der sich vor der Aussenfront hinzieht. Den Hof schloss gegen Osten die Stadtmauer.

Unter den Baulichkeiten des Klosters tritt der Nordtrakt besonders hervor. Durch Anbau einer Treppe und Entfernen der Zwischenwände zwischen den einzelnen Räumen haben sich hier freilich mancherlei Veränderungen vollzogen. Interessant sind die rippenlosen, tiefbusigen Gratgewölbe. Sehenswert sind auch die stattlichen Gewölbe des Kreuzganges.

Die spätere Zeit hat in die protestantisch gewordene Kirche einiges hineingetragen. Zunächst hielt sie fest an der Teilung des Raumes durch den Lettner und verstärkte diese noch durch Einbau der prächtigen Orgel, die 1648 entstand, jedoch unverkennbar zu verschiedenen Zeiten Umgestaltungen erfuhr. Damit wurde der Chor vom Langhaus völlig geschieden. Die ganze Kirche wurde 1703 barock vorgerichtet. Einzelne Schnitzereien gehören der Zeit um 1760 an. Zum älteren Orgelbau gehört die seitlich anstossende, eigenartige, reich geschnitzte Empore, zur letzten Bauperiode die Ausgestaltung der Bekrönung des Lettners an der Ostseite.

Das Kloster, das heute als Museum dient und demgemäss Aenderungen erfuhr, ist auf Blatt 28 in seinem älteren Zustande dargestellt. 1555 übergaben die letzten Franziskaner das Kloster der Stadt, die hier 1558 ihre Gelehrtenschule einrichtete. Durch allerhand Schenkungen kam eine stattliche Bibliothek zusammen, die hier ihre Aufstellung fand.

St. Brigitten.

Eine Witwe aus adligem schwedischen Haus, Brigitta, gründete das Kloster Wadstena am Wettersee und machte 1357 ihre Tochter, die spätere heilige Katharina, zur Aebtissin. Sie selbst aber zog nach Rom, wo sie 1373 starb. Ihre Leiche wurde nach Wadstena überführt. 1391 wurde sie heilig gesprochen. Das Bezeichnende für die Regel des von ihr gegründeten neuen Ordens ist, dass Männer- und Frauenkloster vereint waren. Die Männer predigten in der Volkssprache.

Auf der Reise nach Schweden kam 1374 die Leiche der Heiligen nach Danzig und wurde in der Margarethenkapelle aufgestellt. Daraufhin wurde um 1400 das Kloster erweitert und dem rasch sich ausbreitenden Orden übergeben. Es trug den Namen Marienbrunn.

Ein Brand von 1587 zerstörte die Gewölbe und führte zu einem Wiederaufbau, der bis 1602 dauerte. 1690 senkte sich der östliche Pfeiler der Südreihe. Bartel Ranisch trug ihn ab und erneuerte die Gewölbe, indem er zugleich die Ostmauer durch einen massigen Pfeiler verstärkte.

Die Anlage der Kirche (Blatt 28) ist sehr merkwürdig: Das 6 Joch lange Schiff ist eine Halle von drei Schiffen. Die Seitenschiffe haben etwa zwei Drittel der Mittelschiffbreite. Die Pfeiler sind schwer, achteckig, die Strebepfeiler nach innen gezogen. Die Gewölbe sind überaus reich, bemerkenswert durch die Einführung von Kurven in die Linien des Netzwerkes. Anscheinend gehören diese Wölbungen der Zeit von 1602 an, erweist sich also auch hier, dass die alten Werkformen der Maurer den Wandel der Zeiten überdauerten. Jedes Schiff hat sein eigenes Dach und seinen eigenen schlichten Giebel von kräftiger Ausbildung nach Osten wie nach Westen. Nach letzterer Richtung stiess ein einschiffiger, geradlinig geschlossener Chor mit aussen angefügten Strebepfeilern an das Mittelschiff, dessen Netzgewölbe von besonders reicher Art ist. Seine Westfront bekrönt ein Türmchen: Sie ist daher im Untergeschoss besonders stark angelegt, während der Giebel gegen die Unterflucht zurücktritt.

Die östliche Langhausmauer steht schräg; an sie legt sich eine Kapelle, die dem heil. Grabe zur Aufstellung diente. Diese erscheint weder in der Ansicht, die Ranisch von der Kirche gibt, noch in der bei Schuer. Da dieser aber auch der Westchor fehlt, muss man sie als unzuverlässig ablehnen. Im Gegenteil erscheint dieser neuerdings wieder hergestellte Bauteil als der älteste der ganzen Anlage: Es ist wohl die Margarethenkapelle, die schon 1374 stand. Das Westjoch des Langhauses nimmt auf einer eingebauten Empore den Nonnenchor auf. Ueber dem Südostjoch des Langhauses erhebt sich der durch drei stämmige Pilasteranordnungen gegliederte Turm, dessen kupfergedeckter Helm 1673 vollendet wurde.

Die Klosterbaulichkeiten wurden 1849—1851 abgetragen. Die Türe im Nordwestjoch führte in das an den Westchor sich anlehnende Männerkloster, dessen Remter in der Nordecke des ansehnlichen Hofes stand. Auch hier hat Ranisch gebaut. Die im zweiten Joch der Kirche die Nordwand durchbrechenden Türen führten in das Frauenkloster, das seinen eigenen Hof und im Nordosten seinen Remter hatte. Ein Eingang vom Obergeschoss führte oberhalb der Klausur in den Nonnenchor. Auch der an den Westchor stossende Anbau, der unten die Dresskammer beherbergte, ist zweigeschossig.

Die Carmeliterkirche.

Das Kloster (Blatt 30) wurde 1463 aus der zerstörten Jungstadt nach ihrem jetzigen Standorte verlegt. Der Chor wurde 1481—1489 erbaut, das Langhaus blieb unvollendet liegen und zwar stand es, wie alte Abbildungen lehren, als ein geschlossener Mauerkörper, dem nur das Dach fehlte. 1689 brach Bartel Ranisch die Südwand ab. Die West- und Nordwand blieb aber stehen. Geplant war eine dreischiffige Anlage von 5 Jochen, die zu einer nahezu quadratischen Grundform des Langhauses geführt hätte. Die Strebepfeiler sollten eingezogen, die Westfront mit einem Giebel versehen werden. Der ausgebaute Chor ist rechteckig, einschiffig, 4 Joch lang. Der geradlinige Westabschluss mit seinen Wendeltreppen zeigt, dass hier ein stattlicher Giebel geplant war. An diesen Chor baute man nördlich die Sakristei an, die nach einem Brande von 1608 erneuert wurde. Der Kreuzgang im Norden wurde erst 1690—1691 eingewölbt, dagegen ist der im Nordosten anstossende Remter noch mittelalterlich.

Die Elisabethkirche.

Das einschiffige, in 4 Jochen überwölbte Langhaus, der etwas schmalere, flach gedeckte Chor, geht auf eine Stiftung von 1394 zurück, durch die am Elendhof eine Kapelle errichtet werden sollte. (Abb. 9). Ein Umbau unter Stüler änderte an dem reizvollen Bilde wenig, das namentlich durch das Türmchen über der Westfront und dessen hoch hinaufgezogener Laterne belebt wird.

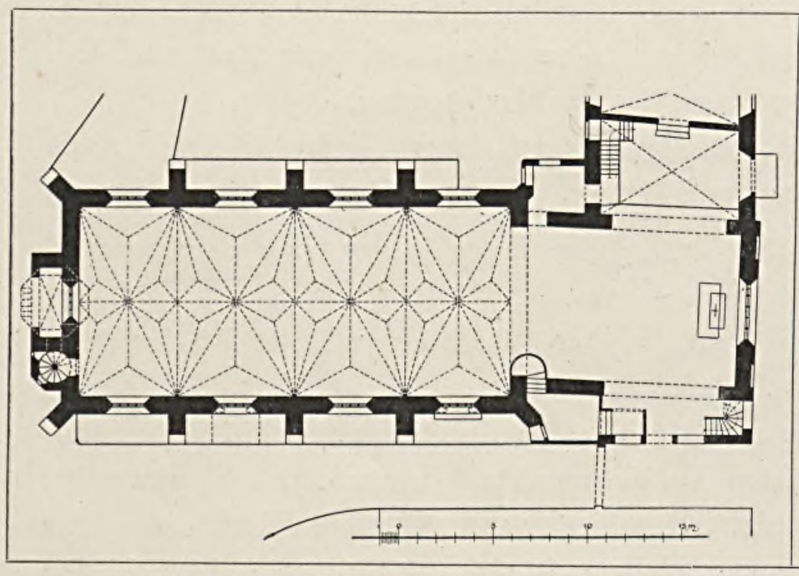


Abb. 9. Elisabethkirche. Grundriss. (G.)

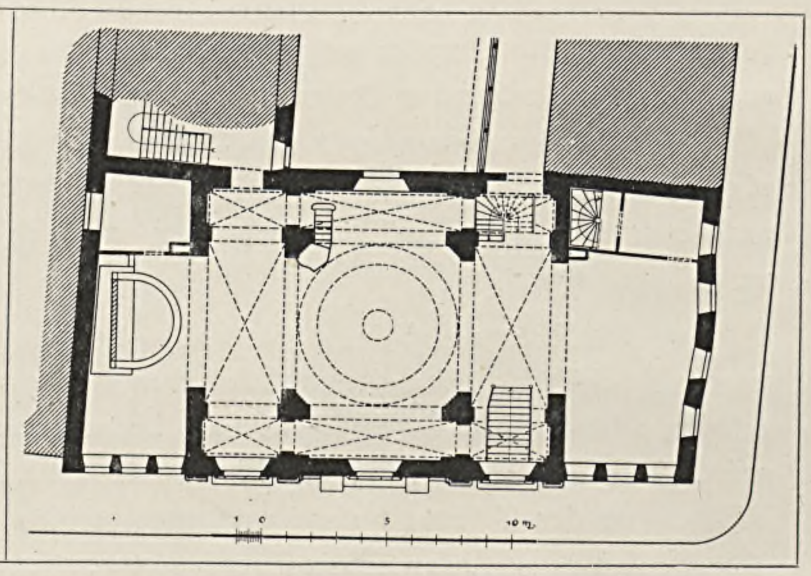


Abb. 10. Königliche Kapelle. Grundriss des Erdgeschosses. (G.)

Die Königliche Kapelle.

Der einzige selbständige Kirchenbau des 17. Jahrhunderts in Danzig ist jene Kapelle (Abb. 10), die König Johannes III. von Polen 1678—1683 durch Bartel Ranisch errichten liess. Ich habe in meinem Lebensbilde Schlüters über diesen Bau berichtet, der eine eigenartige Mischung zwischen dem wohl vom Könige gewünschten Barock und den holländischen Neigungen des Architekten bildet. Die Flügelbauten erscheinen nach aussen als gesonderte Wohnhäuser, obgleich in dem östlichen der Altar steht, der westliche als Schiff für den bescheidenen, kuppelbekrönten Zentralbau in der Mitte dient.

Artushof und Rathaus.

Der Artushof.

In einem starken Bande behandelt Paul Simon die Geschichte des Artushofes, aus dem hier nur ein kurzer Auszug gegeben werden kann. Die vornehmen Geschlechter der Städte gründeten solche Höfe als Mittelpunkt ihres gesellschaftlichen Lebens. Der von vornherein massive Bau des Danziger Hofes fällt in die Zeit zwischen 1348 und 1350. Bauherr war die aus Ritterbürtigen gebildete Georgenbrüderschaft. Erst später wurden Kaufleute zugelassen, doch

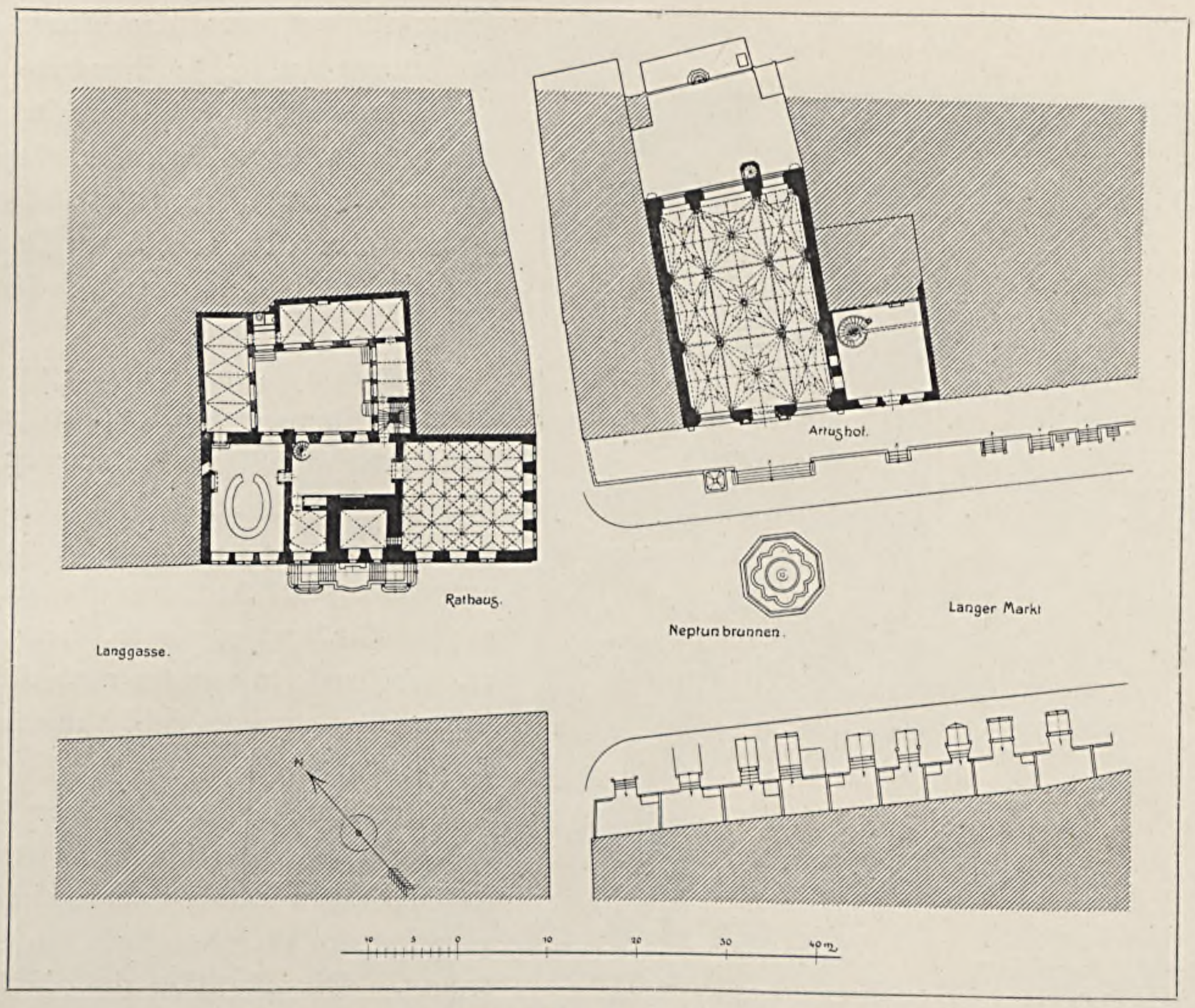


Abb. 11. Rathaus. Artushof und das anstossende Gelände. (G.)

war noch 1421 das Abschliessen von Geschäften hier verboten. Es ist der Hof ursprünglich also nicht als Börse aufzufassen. Ein Brand von 1476 zerstörte ihn vollständig. Beim Neubau (Abb. 11), der auf Kosten der Stadt geschah, fügte man noch ein Grundstück hinzu. 1481 nahm man den Hof wieder in Benutzung. In allen wesentlichen Teilen ist dieser Bau erhalten. Nur die Schauseite gegen den Langemarkt erfuhr einige Umgestaltungen: 1552 baute man einen neuen Giebel mit Hilfe italienischer Maurer. Dabei wurde anscheinend die Fassade geputzt, über die drei gotischen Fenster wurde ein Pilastergeschoss mit 6 Rundbogenfenstern, darüber ein zweigeschossiger Renaissancegiebel errichtet. Etwa zwischen 1601 und 1617 entstand an Stelle dieses Aufbaues das jetzige Obergeschoss, wahrscheinlich als Werk des Stadtbaumeisters Jakob van dem Blocke. Damals wurden auch die 4 Statuen von Kriegshelden an der Schauseite angebracht und die Vorhalle vor dem Tor (Abb. 12) errichtet.

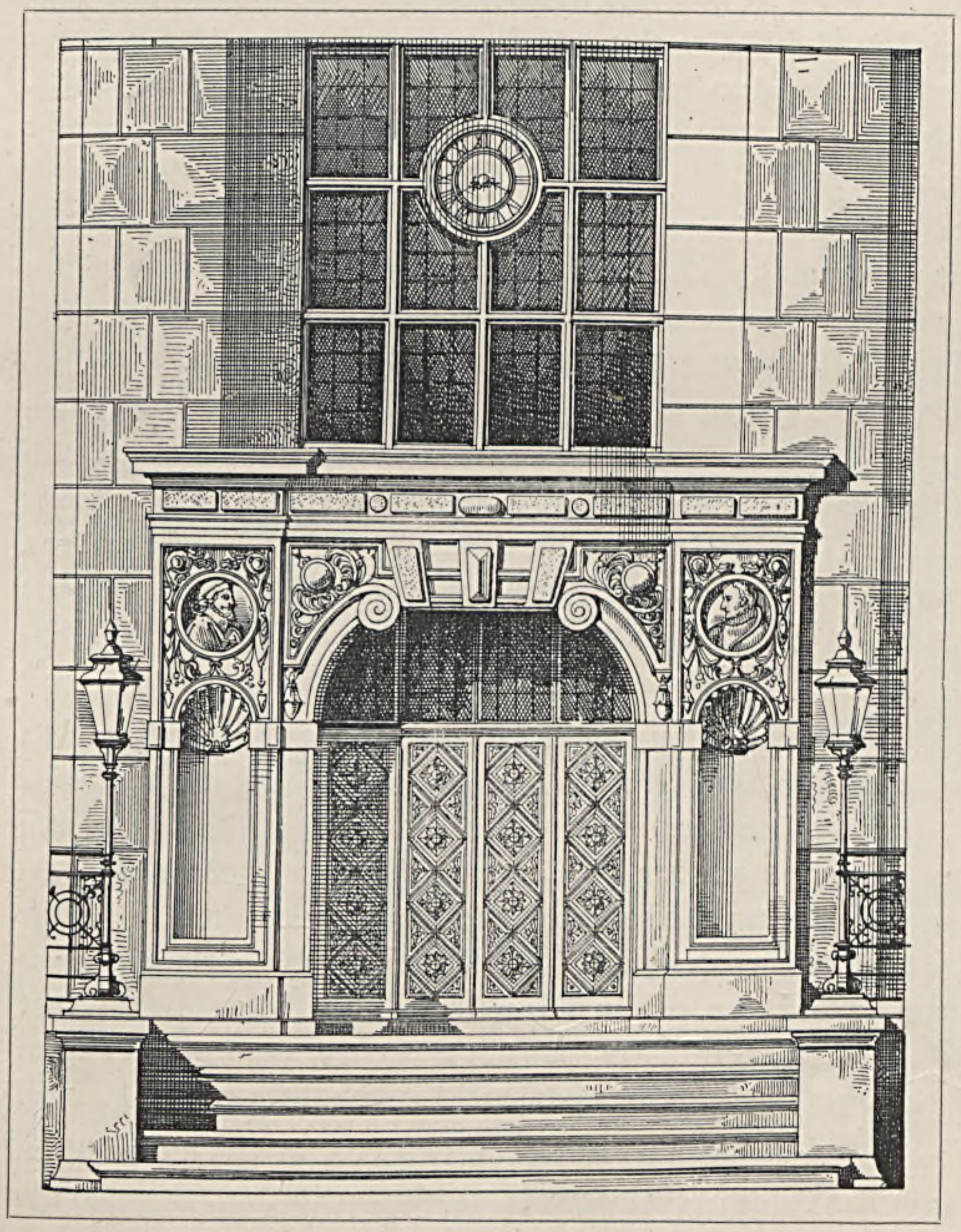


Abb. 12. Artushof. Vorhalle. (O.)

Die ältere Gestalt der Schauseite nach dem Langemarkt zu dürfte etwa dieselbe gewesen sein, wie die in ihren gotischen Formen erhaltene nach der Brodbänkengasse zu. Freilich ist heute nicht mehr klar erkennbar, was an dieser

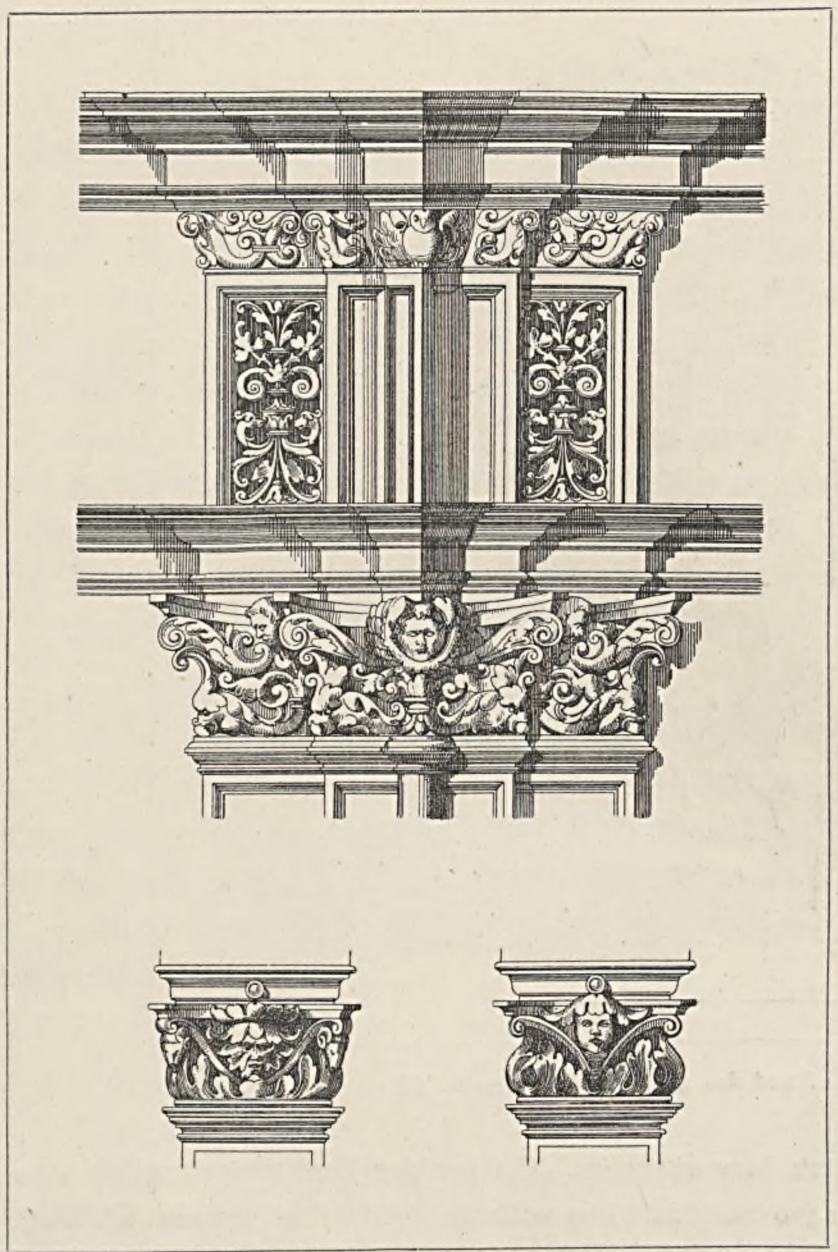


Abb. 13. Artushof. Einzelheiten von der Vertäfelung im Innern. (O.)

front alt und was das Werk der Restauratoren des 19. Jahrhunderts ist.

Erneuerungen, die die architektoischen Gestalt des Baues betrafen, fanden im 17. Jahrhundert und 1879 statt; 1882 wurde der Beischlag teilweise mit alten Baustücken erneuert, 1891 das ganze Gebäude neu abgeputzt.

Seit dem Neubau seit 1477 wurde der Artushof immer mehr der Mittelpunkt des Handelsverkehrs. Es entstanden die sogenannten Banken, an bestimmte Plätze im Saale gebundene Genossenschaften, die auf das öffentliche Leben der Stadt einen starken Einfluss gewannen. Seit Ende des 16. Jahrhunderts wurden auch die öffentlichen Sitzungen des Schöffengerichtes im Hofe gehalten.

Der Bau besteht aus einem Rechteck, in dem vier sehr schlanke, achteckige, je aus mehreren Stücken zusammengesetzte Granitsäulen die neun Joche des Gewölbes tragen. Die Kapitäle der Säulen sind unter sich verschieden, woraus man schloss, dass sie von einem älteren Bau, etwa von der Ordensburg entlehnt seien. Ihre Form widerspricht dem nicht, wie schon ein Vergleich mit den Säulen an Bauten der Marienburg ergibt. Sehr merkwürdig ist das System der Verankerungen, bei dem dem Holze eine sehr bedeutende konstruktive Aufgabe zugewiesen wird. Die Wölbung erfolgte in dem zartprofilierten Netzwerk der späten Gotik. Die Breite des Saales war durch das Grundstück bedingt. Die Tiefe der Joche entspricht ziemlich genau je zwei Danziger Ruten.

1552 wurde die Schauseite verändert, indem ein neuer Giebel hergestellt wurde. Die gesamte Ziegelarchitektur wurde dabei verputzt. 1618 wurde dieser abermals und zwar in den Formen verändert, die sich bisher erhielten. Jacob van dem Blocke scheint dabei tätig gewesen zu sein. Auch die reiche Vorhalle (Abb. 11) gehört, wie gesagt, dieser Zeit an.

Unter den Ausstattungsstücken des Innern seien nur einige wenige hervorgehoben: So der grosse Ofen, den 1545—1546 der Töpfer Georg Stelzener setzte. Daneben befindet sich ein grosses Holzschnitzwerk, den heiligen Georg darstellend, der noch gotischer Zeit und vielleicht dem älteren Bau angehört. Die prächtigen Holzschnitzereien an den Vertäfelungen (Abb. 13) von Heinrich Holzapfel und Adrian Karffycz stammen aus den 1530er Jahren. Die Statue in weissem Marmor schuf Johann Heinrich Meisner seit 1752. Sie stellt den sächsischpolnischen König August III. dar.

Den Architekten wird eines vorzugsweise an der Raumausstattung beschäftigen: die Planlosigkeit, mit der wechselnde Zeiten den Bau erfüllten und die aus dieser sich ergebende Empfindung gewaltigen Reichtums. Moderne Dekorateure würden nicht die Schmuckstücke in den Raum zu hängen gewagt haben, ohne an die Folgen für die Gesamtwirkung zu denken: der Saal ist ausgestattet wie das Wohnzimmer eines alten Hausstandes, nicht wie unsere Festsäle. Eine Duldsamkeit gegen veraltete Stile, eine Empfindung der geschichtlichen Zusammengehörigkeit später geschaffener Dinge mit dem Ueberdauernden ist etwas, woran die modernen Machthaber in der Kunst sehr viel lernen können! Nirgends ein Versuch, ein Anklang an den Gedanken, dass man in einen gotischen Bau gotischen Schmuck hineintragen müsse. Und doch: welche Einheit im ganzen Raume!

In älterer Zeit gehörte das westlich anstossende Haus zum Artushof, in dem die Schöffen untergebracht waren. 1709 kaufte man das östlich benachbarte Haus hinzu (Abb. 14), das nun als Schöffen- oder Verkehrshaus umgebaut und 1713 eingeweiht wurde. Man verband es im Erd-



Abb. 13. Das alte Schöffenhaus, der Artushof und das neue Schöffenhaus im 17. Jahrhundert. (C.)

geschoss mit dem Saale des Artushofes und änderte den Beischlag. Die Diele des Hauses mit ihrer prächtigen hölzernen Wendeltreppe und der Galerie in halber Höhe gehört in den Hauptteilen dieser Zeit an.

Vor dem Artushof steht ein von echt barockem Geist zeugender Neptunbrunnen. Er entstand 1633 und gehört wohl ganz dem Abraham van dem Blocke zu. Die bekrönende, lebhaft bewegte Gestalt wird dem berühmten Bildhauer Adrian de Vries zugeschrieben. Prächtig ist auch das den Brunnen umgebende Gitter (Abb. 14).

Rechtsstädtisches Rathaus.

Der Bau des Rathauses der Rechtstadt dürfte 1379 begonnen haben, in einer Zeit, in der die Gerechtsamen des deutschen Teiles der Stadt bedeutende Erweiterungen erfuhren. Der Baumeister, der in den Baurechnungen erscheint, heisst Heinrich. 1427 erhielt die Stadt die päpstliche Erlaubnis zum Bau einer Martinskapelle.

Die Betrachtung der Front gegen die Langgasse lehrt zunächst eines: dass der Turm bis in die Höhe des ersten Gurtgesimses links eine Baufuge zeigt, und dass das dritte Geschoss einst kleine spitzbogige Fenster hatte. Es scheint demnach zu verschiedenen Zeiten der Bau in die Höhe geführt worden zu sein, wobei der Turm stets die Umgebung überragte. Vollendet wurde er erst um 1465, während 1501 der Helm mit der bekrönenden Figur entstand, die in Kupfer getrieben und vergoldet ist. Die Fassade gegen den Langemarkt wurde 1465 mit der den Giebel verdeckenden Wand versehen und erhielt 1602 die bekrönende Galerie, die der Genter Bildhauer Wilhelm Bart schuf. Das Haupttor mit der Freitreppe fügte erst 1706—1708 der schwedische Bildhauer Daniel Eggert ein.

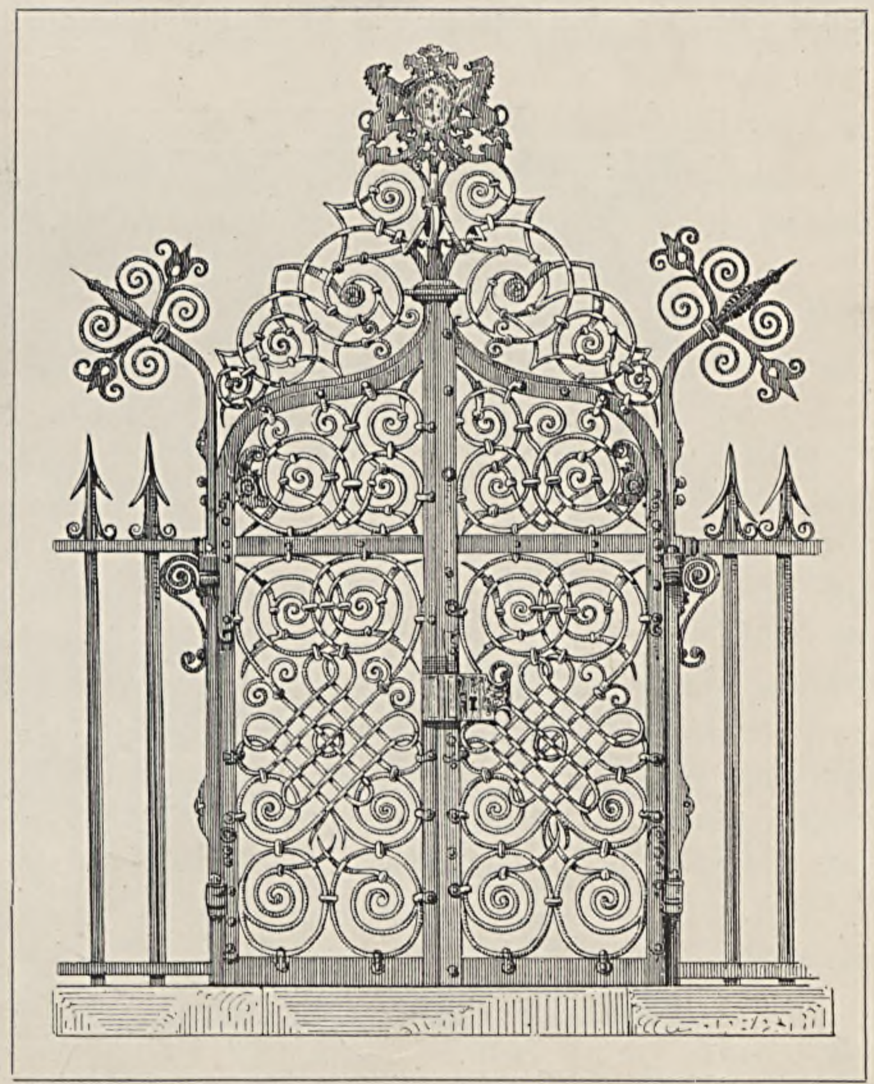


Abb. 14. Neptunbrunnen. Gitterwerk. (O.)

Eine Treppe führt zur Diele. Links liegt die Rote Stube, die Sommerratsstube, deren Einrichtung im wesentlichen um 1596 erfolgte und zwar unter Mitwirkung niederländischer Meister, der Maler Johann Vredeman de Vries und Abraham van dem

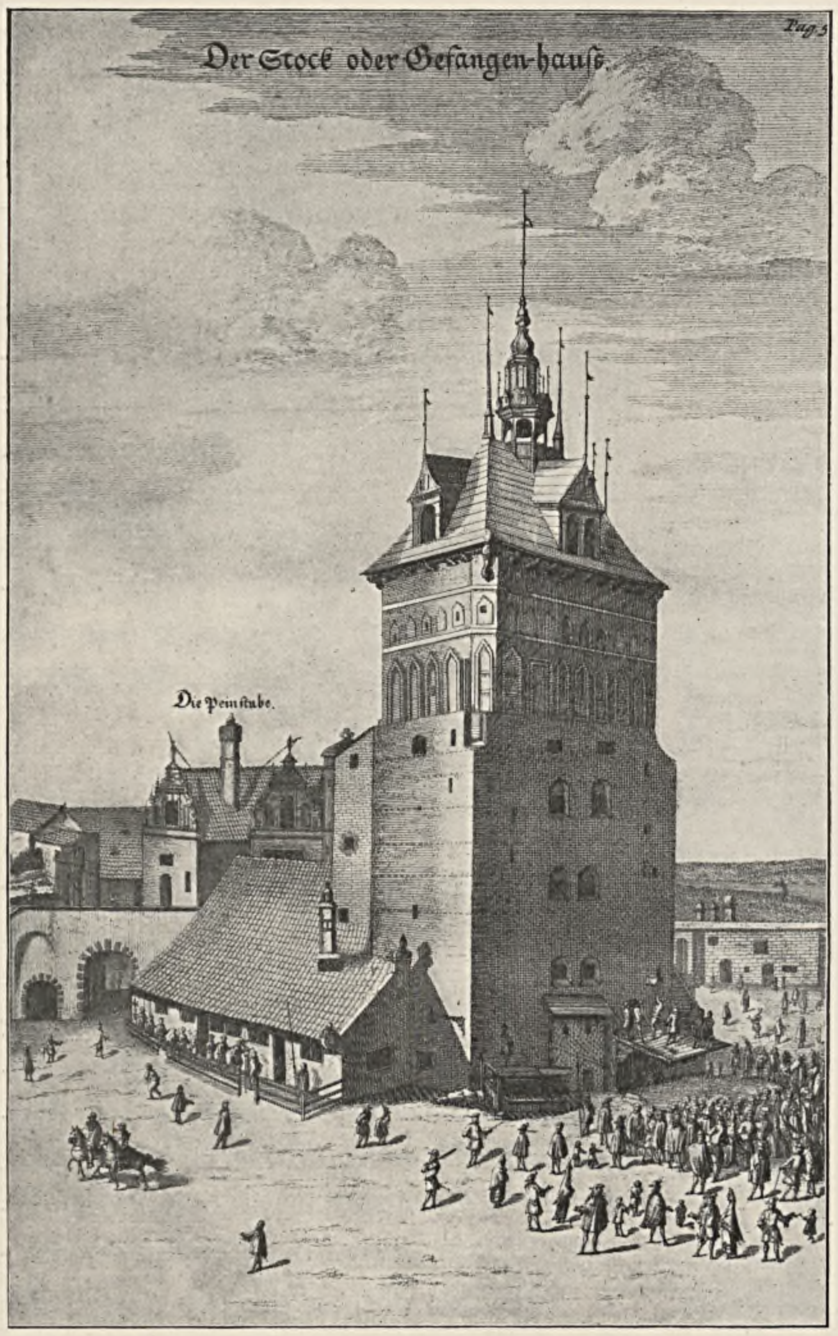


Abb. 15. Der Stockturm.
Ansicht von der Stadtseite. Zustand im 17. Jahrhundert. (C.)

Blocke und des Bildhauers Bart. Von hier gelangt man in die den Hof umgebenden Räume. Rechts von der Diele befindet sich der 1842 umgestaltete Stadtverordnetensaal. Die prächtige Treppe nach dem Obergeschoss gehört dem Anfang des 17. Jahrhunderts an. Die reiche Umrahmung der Tür zum Roten Saal ist wohl ein halbes Jahrhundert jünger.

Die Befestigung.

Die Vollendung der Stadtmauer erfolgte rasch nach dem Baubeginn von 1343. Das Ausheben des Grabens, die Befestigung der Mauer und der Bau der Tore und Türme erfolgte langsamer. 1378 bestanden 8 Tore; 1379 begann die Anlage eines Vorgrabens an der Süd- und Westfront.

Es ist hier nicht der Ort, näher auf die Befestigungen einzugehen. Es sei auf Köhlers sorgfältig bearbeitetes Werk hingewiesen. Hier mögen nur einige Hauptbauten hervorgehoben werden.

Eines der stärksten Werke der Stadt deckte den Zugang zur Langgasse von der Landseite. Auf alten Abbildungen sieht man ein bescheidenes gotisches Tor, das bis ins 17. Jahrhundert stand. Weiter hinaus geschoben erhob sich seit 1346 der Stockturm (Abb. 15 u. 16). Er stand am Ende einer zwischen Graben und Vorgraben liegenden Landzunge, ein Rechteck von 15,4 : 10,4 m

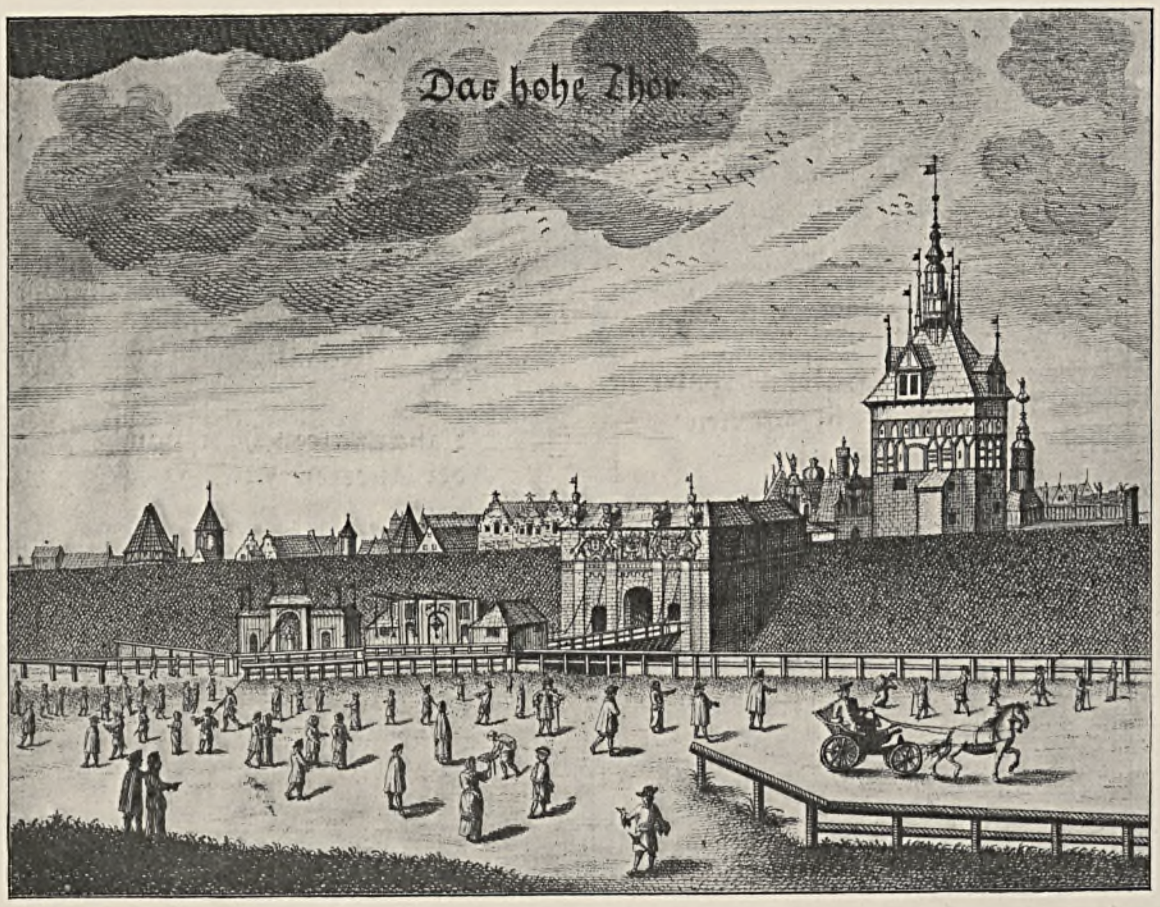
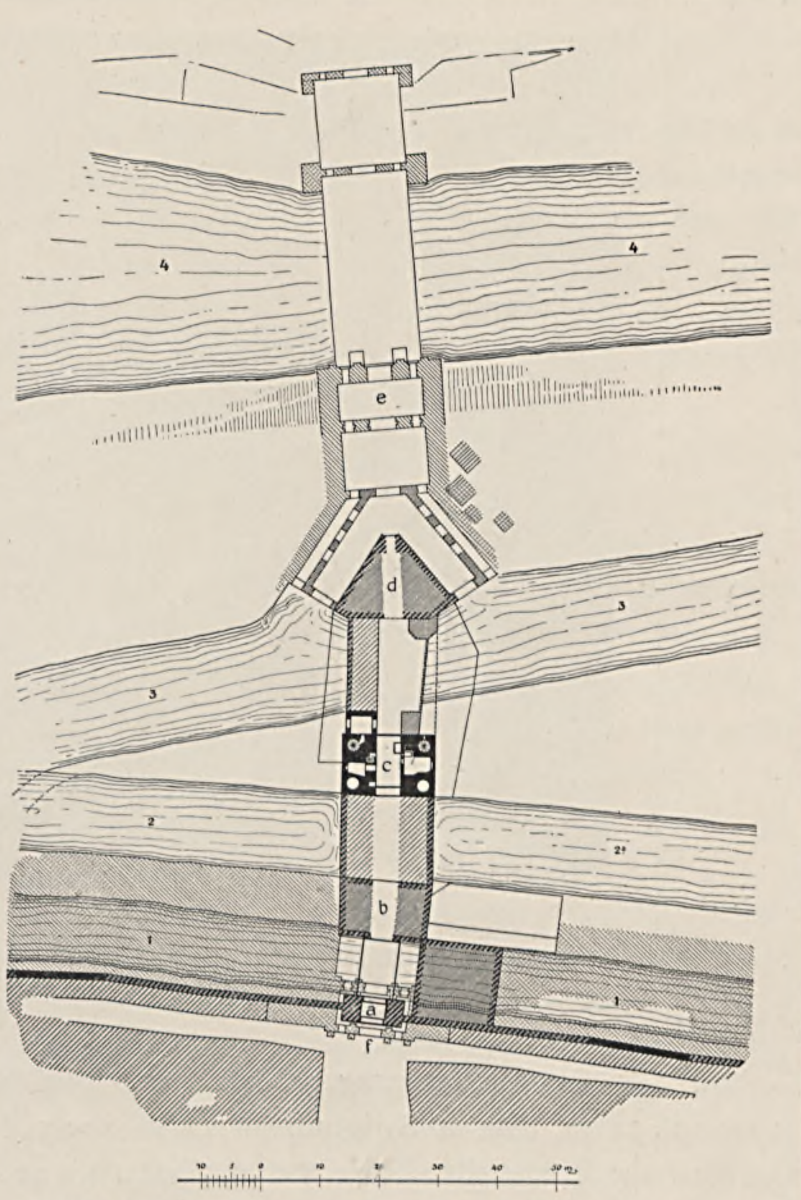


Abb. 16. Das Hohe Tor. Ansicht von Aussen. Zustand im 17. Jahrhundert. (C.)

mit 4 m starken Frontmauern. Schon im 14. Jahrhundert hatte er eine Höhe von 23 m; 1508 wurde er um zwei Geschosse erhöht, im 17. Jahrhundert weiter ausgebaut. In den Ecken liegen Rundräume, deren äusseren die Treppen fehlen, während in den anderen die Schnecken liegen, die den Aufstieg ermöglichen. Vor das Tor wurde 1570—1573 die Peinkammer mit ihren vier zierlichen Giebeln gestellt und dann 1574 bei der Neuanlage und dem Vorrücken der Befestigungslinie das Hohe Tor (Abb. 17) davor gesetzt. 1576 wurde die neue Brücke vor diesem zum erstenmal befahren, 1588 der Bau vollendet. Als bauleitender Architekt gilt Hans Schneider von Lindau. Richtiger ist wohl der Entwurf dem Niederländer Wilhelm van dem Blocke zuzuschreiben. Der Gegensatz zwischen den beiden Bauten, deren einer auf mittelalterliche Waffen berechnet die Mauer unterbricht, während der andere auf bereits stärkeres Geschütz berechnet in der Flucht eines Erdwalles stand, führt zu einem sehr eigenartigen Architekturbilde.



a) Das gotische Tor
b) Altes Vorwerk
c) Der Stockturm
d) Die Peinstube
e) Das Hohe Tor
f) Das Langgasser Tor
1.—4. Wallgräben

Abb. 17. Das Hohe Tor. (G.)

An Stelle des ältesten gotischen Tores entstand 1612 das neue Langgasser Tor, das von Abraham van dem Blocke errichtet wurde. Eingespannt ist die zweigeschossige, in Baustein ausgeführte Renaissanceanlage zwischen damals schon vorhandenen Bauten: links die 1489 bis 1494 errichtete Schiesshalle, die später als Tuchhalle verwertet wurde. Sie stand mit dem Schiessgraben in Verbindung und ist neuerdings restauriert worden.

Das Krahntor gehört dem 15. Jahrhundert an, wahrscheinlich dem Jahre 1444. Es ist ein Bau von 28,3 m Breite zu 10,7 m Tiefe, mit 2 Rundtürmen von 8,5 m Durchmesser. Den eigentümlichen Anblick erhielt der Bau erst dadurch, dass er zur Aufstellung eines mächtigen Krahnes benutzt wurde, dessen Zweck war, die Masten der Schiffe aufzurichten.

Das Frauentor gehört wohl der Befestigung der Zeit um 1500 an, hat aber durch Einbrechen grosser Fenster seinen fortifikatorischen Charakter verloren. Noch flankieren es zwei Achtecktürmchen.

Aehnliche Tore gibt es längs der Mottlau fast vor jeder Strasse. Gut erhalten ist beispielsweise das Brodbänkentor, wenngleich auch hier Fenster in den ursprünglich wohl nur von Schiessscharten durchbrochenen Frontwänden eingebrochen worden sind. Schlichte, aber kräftige Wandlisenen im Obergeschoss, ein Giebel über dem Mittelbau, ein Stadtwappen über dem Spitzbogentor bilden die ganze Ausstattung. Die Tore sind neben der Marienkirche und dem Rathaus die Hauptmittel, durch die den Strassenbildern Danzigs eine so wunderbare Geschlossenheit gegeben wird. Diese aber ist der eigentliche Grund der bezaubernden Wirkung der Stadt.

Das 16. Jahrhundert konnte an der Mottlau Durchbrechungen der Mauern ausführen, die für die Verteidigungsfähigkeit geringere Bedeutung hatten. War doch die Ummauerung auf die gegenüberliegende Speicherinsel mit erstreckt und dadurch der innere Ring entwertet worden. Das Grüne Tor (Abb. 18) mit seinen vier Oeffnungen entstand 1568, ein Bau, der bereits einem Schlosse ähnlicher als einem Festungswerke ist und der demgemäss auch dem polnischen Könige zur Wohnung diente, wenn dieser in Danzig Hof hielt.

Vor der ganzen Front der Befestigung gegen die Mottlau zu zieht sich die Lange Brücke hin, d. h. ein Steg auf Pfählen, den man in Kriegszeiten wohl abzubrechen gedachte.



Abb. 18. Das Grüne Tor mit der Brücke nach der Speicherinsel. (C.)

Zur Stadtbefestigung gehört in weiterem Sinne das Zeughaus, ein rechteckiger Bau von rund 39 : 52 m, dessen Erdgeschoss durch 3 × 5 Säulen in 24 Gewölbfelder geteilt wird. Den Entwurf der Schauseiten schreibt man Anton van Obbergen zu, während der Stadtbaumeister Hans Strokowsky 1601—1605 das reizvolle Werk aufführte. Die Treppen liegen vor der stadtseitigen Front, die durch ein Brunnenhaus und eine Statuennische noch besonders ausgezeichnet ist. Dem Danziger Bauwesen entspricht die Anlage von vier Giebeln und demgemäss vier Satteldächern in der Längsrichtung des Baues.

Schliesslich ist noch die Ordensmühle als ein merkwürdiges Werk gotischer Zeit zu erwähnen, ein mustergültiger Bau ruhig sachlicher Zweckerfüllung und durch dieses echt künstlerischer Wirkung.

Der Wohnhausbau.

Die eigentümlichste Bauform am Danziger Wohnhause, das in seiner geschichtlichen Entwicklung sich eng an niederländische Vorbilder anlehnt, sind die Beischläge.

Die Frage, wie diese entstanden sind, ist noch nicht aufgeklärt. Ich habe 1904 in einer Sitzung des Westpreussischen Architekten- und Ingenieurvereins die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken versucht. Aber das Werk dieses Vereins, „Danzig und seine Bauten" zeigt, dass sie noch nicht erledigt ist. Bei der häufiger stattfindenden Umgestaltung der Erdgeschosse wird die Lösung der Frage immer schwieriger.

Mir scheint der Vorgang folgender zu sein. Um die Erdgeschosse trocken zu legen und das Grundwasser von den Kellern tunlichst fernzuhalten, wurde der Erdgeschossfussboden höher gelegt als es sonst üblich ist. Wie in vielen anderen Städten legte man den Kellerzugang nicht ins Haus, sondern vor dieses, so dass er mit einer Falltür, oder mit einer halben solchen und einer halben Standtür geschlossen wurde. Am Markt zu Marienburg sieht man noch Häuser mit diese Anordnung, indem dort die Kellereingänge weit vor die Hausfront vorgeschoben wurden.

Nun habe ich wiederholt beobachtet, dass seit dem 15. Jahrhundert die Bürger das Bestreben hatten, mit ihren Häuserfronten auf Kosten des Strassen- oder Platzlandes vorzurücken. Ich habe daraufhin die Bauten einiger besonders eigenartiger Städte untersucht. So in Chester. Dort finden sich gleichfalls Beischläge, aber diese sind unter sich verbunden, bilden in ihrer Abdeckung eine Art erhöhten Bürgersteig, der seit dem 16. Jahrhundert überbaut, also von Lauben

POLITECHNIKA GDAŃSKA BIBLIOTEKA CENTRALNA

überdeckt wurde. Es erhielten sich dort ganz merkwürdige Rechtsverhältnisse: In manchen Häusern hat von altersher der Raum unter dem erhöhten Laubengange einen anderen Besitzer als das Haus dahinter und darüber, während auf dem Gange selbst der Stadt gewisse Rechte, zum mindesten das der Freihaltung für den Verkehr zustehen. In Bern liegen an einzelnen Stellen die Verhältnisse ähnlich. In Lausitzer Städten, besonders in Zittau, habe ich beobachtet, dass die jetzigen Hausfronten 6—8 m vor den mittelalterlichen stehen, dass also auch hier ein Uebergreifen über die Grenze sich anscheinend in der Art vollzog, dass zunächst die dort vielfach üblichen Lauben entstanden, dass erst später die Häusergiebel in deren Vorderfront rückten, endlich aber die Lauben selbst mit in das Haus einbezogen, Scheidemauern an den Grundstückgrenzen derart aufgeführt wurden dass der Vorplatz somit dem Durchgangsverkehr entzogen wurde.

Ich möchte jüngere Fachgenossen auf die Untersuchung dieser Frage hinweisen. Demnach wären die Beischläge Umbildungen der Keller in der Art, dass diese nach vorwärts erweitert und mit einer flachen Abdeckung versehen wurden. Namentlich wäre die Untersuchung der ältesten Häuser wertvoll, an denen sich vielleicht noch entscheiden lässt, ob die Beischläge hier nachträglich angefügt oder ob sie von vornherein zugleich mit dem Hause hergestellt worden sind.

Ueber die Grundrissgestaltung des Hauses liegen eine Reihe wertvoller Arbeiten vor. So namentlich die von Baurat Professor Carsten in „Danzig und seine Bauten". Ich kann mich darauf beschränken, auf diese Arbeit hinzuweisen, ebenso wie auf Dehios Aufzählung der wichtigsten Fassaden im „Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler" und auf das Werk von R. Th. Kuhn, das die Mehrzahl der interessanteren Giebel darstellt.

Von der Entwicklung der Schauseiten können hier nur Stichproben gegeben werden:

Von den Wohnhäusern des 15. Jahrhunderts ist wohl das bemerkenswerteste der Backsteinbau Frauengasse No. 12, das auf Blatt 1 links erscheint. Leider ist es in seinem oberen Abschluss stark restauriert. Der Beischlag ist hier niedriger als sonst in der Gasse üblich, die vier Hauptgeschosse steigen schlank auf und sind durch die energische lotrechte Gliederung in

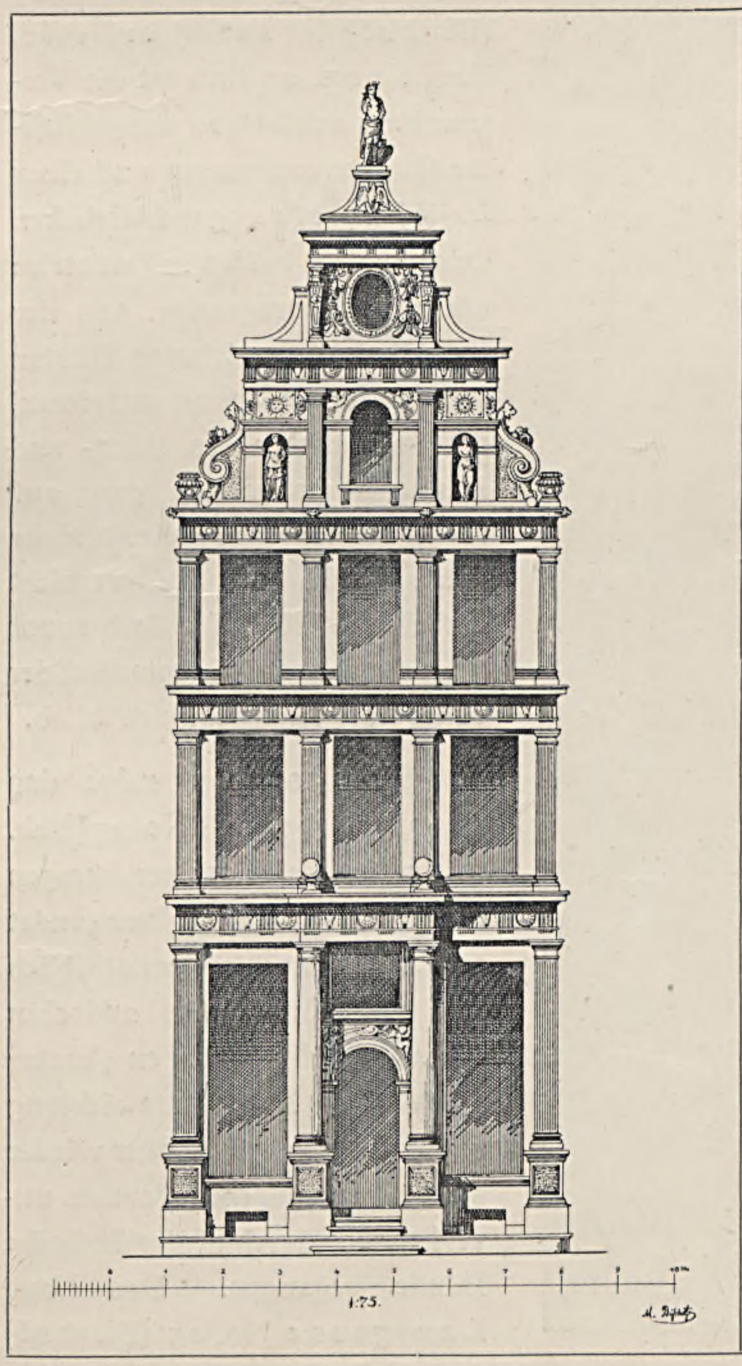


Abb. 19. Haus Langgasse No. 45. (O.)

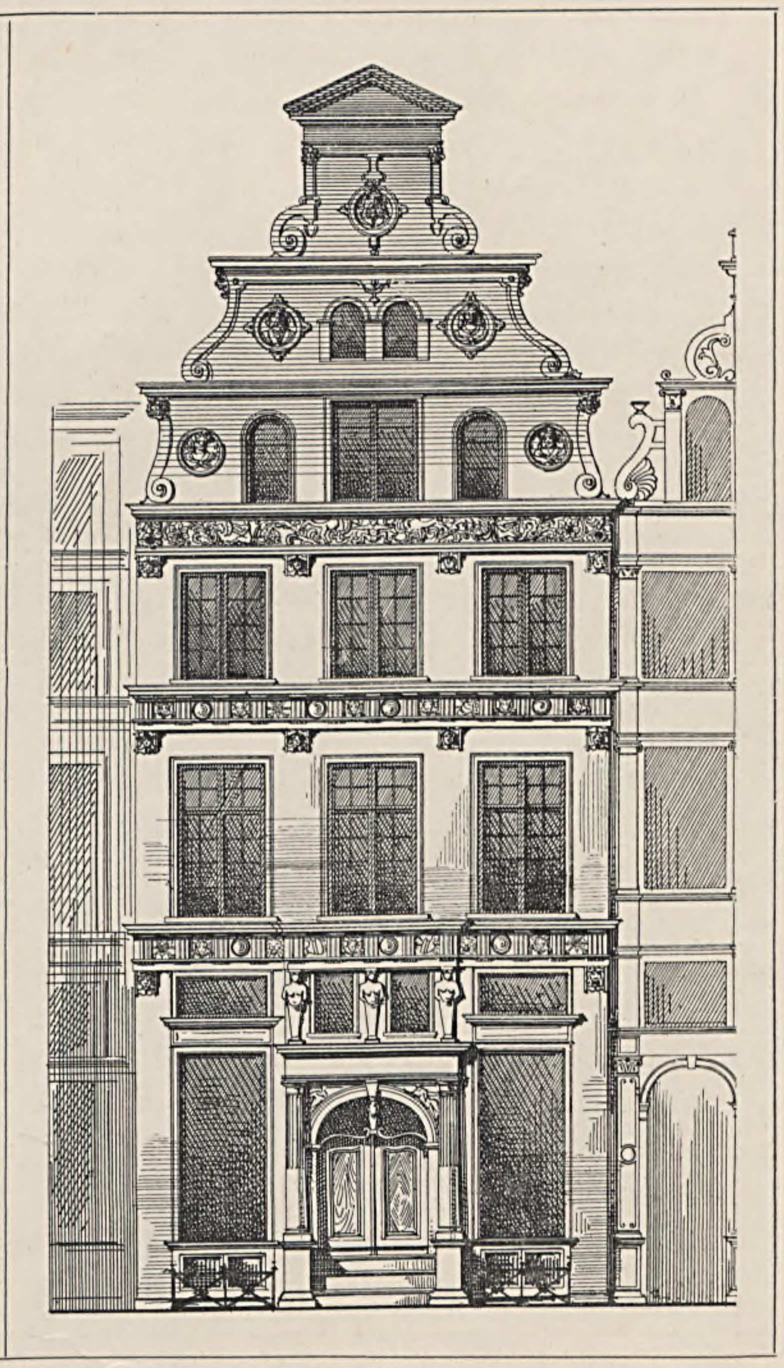


Abb. 20. Haus Langgasse No. 38. (O.)

IV 508684 (IV 510295)

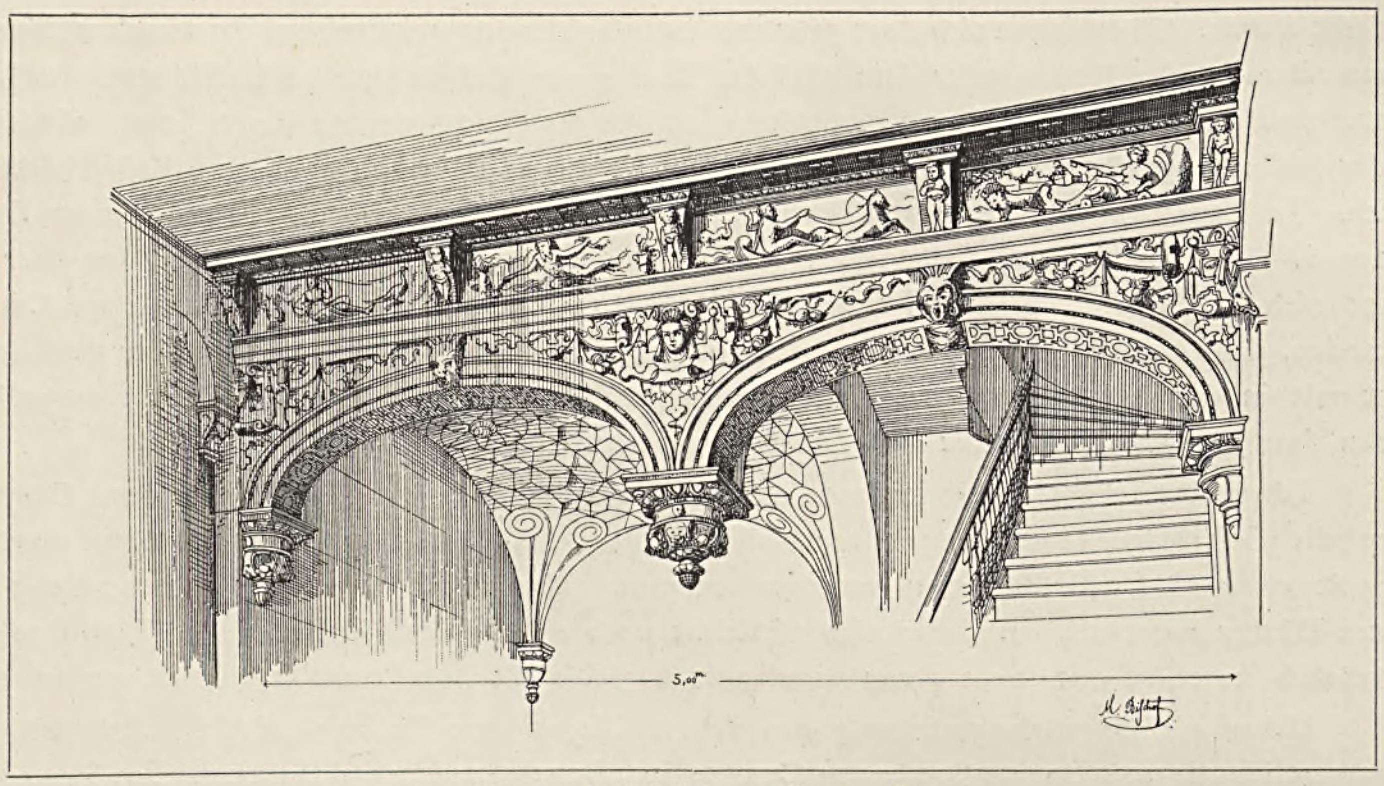


Abb. 21. Brodbänkengasse No. 11. (O.)

ihrer Höhenwirkung noch gesteigert. Verglichen mit gleichzeitigen niederländischen Bauten, ist die obere Zusammenfassung nicht eben geschickt, sondern von kleinlicherer Wirkung. Es handelt sich hier um die auch für die Folgezeit typische Form des Dreifensterhauses, das bei geringer Breite eine sehr ansehnliche Tiefe hat: Vorn und hinten je eine Stube, dazwischen die Küche und die Treppe, beide dunkel oder doch nur mit entlehntem Licht.



Abb. 22. Pfarrhäuser an der Katharinenkirche.

Ein entschiedener Wandel vollzog sich mit der Renaissance. Das Haus Langgasse No. 28 (Blatt 26) ist datiert auf 1560. Bezeichnend an ihm ist die Verwendung schüchtern ausgebildeter Pilasterordnungen und einer zierlichen, oft sogar kleinlichen Ornamentik, beides in Haustein: die weit vorragenden, aus der Möbeltechnik entlehnten Büsten in den oberen Ornamentfriesen, die Behandlung des Blatt- und Rankenwerks weisen ganz auf niederländische Schule. Sehr merkwürdig ist der Verzicht auf einen Giebel, der doch sonst noch durch zwei Jahrhunderte der beliebteste Hausschmuck blieb.

Einen solchen zeigt das Haus Langgasse No. 45 (Abb. 19), in dem die Pilasterordnungen bereits regelrichtiger verwendet sind. Mehr noch als sonst üblich sind die Windflächen zwischen diesen durch die hohen Fenster verdrängt. Die Stilentwicklung zeigt sich gereifter. Aber wieder sind die antikischen Formen unverkennbar durch niederländische Hände gegangen. Das Haus Langgasse No. 35 (Blatt 26) entstand 1569, entstammt der-

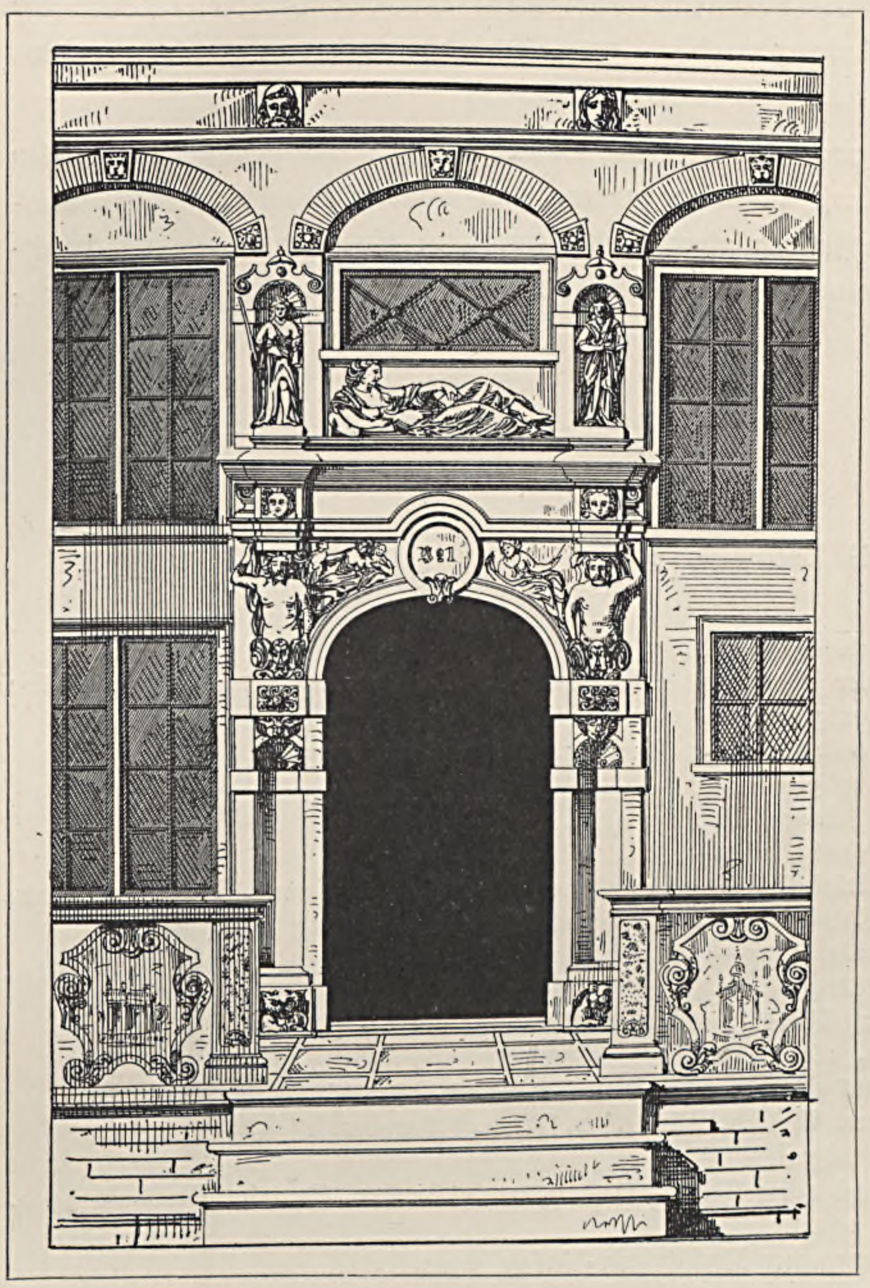


Abb. 23. Tor aus der Brodbänkengasse. (O.)

selben Künstlerhand. Es stimmt in allen wesentlichen Teilen mit ihm überein. Im Innern zeigt sich bereits insofern eine Bereicherung, als die Anlage zwischen Vorder- und Hinterstube durch einen kunstvollen Zwischenbau gegliedert wird. Rechts die Treppe, vor der zwei Säulen stehen, links ein Vorplatz, dessen Zugang durch eine kühne Konstruktion verbreitert wurde: Die Säule fehlt hier, die beiden Bogen sind in der Weise gespannt, dass in der Mitte ein Knauf herabhängt, der ihnen als Kämpfer dient. Eine ähnliche Anordnung findet sich im Hause Brodbänkengasse No. 11 (Abb. 21). Deutlich zeigt hier wieder die zarte Renaissanceornamentation den niederländischen Meister. Noch vorsichtiger, aber auch noch entschiedener mit der Absicht auf wagerechte Teilung ist die antikische Bauweise an dem Hause Langgasse No. 38 (Abb. 20) verwendet. Man achte dabei darauf, dass der sperrige, in den Hauptformen eher dem 18. Jahrhundert angehörige Giebel wohl nur Einzelheiten vom alten Bau übernahm.

Das Gegenstück dazu bildet das Englische Haus, Brodbänkengasse (Blatt 25), von dem Baurat Cuny die Güte hatte mir mitzuteilen, dass es ein Werk des Dresdner Baumeisters Hans Kramer sei, der in der Belagerung der Stadt von 1577 fiel. Kramer baute in Dresden 1556 an der Kreuzkirche, war seit 1554 Hofsteinmetz und hatte als solcher wesentlichen Anteil am Bau des Dresdner Schlosses, und wurde 1565 vom Kurfürsten August nach Danzig entlassen. In seiner Architektur zeigt er sich kraftvoller und mehr zu malerischer Wirkung geneigt. Auch in der Grundrissanordnung folgte er eigenen Anschauungen: Er bildete an der sechs Fenster breiten Vorderfront in jedem Geschoss einen Raum von etwa 15 : 7¼ m lichter Weite, teilte den Hinterbau durch einen mittleren Gang auf, so dass links ein Hinterzimmer, rechts Treppe und Niederlage angeordnet werden konnten. Der riesige Giebel überragt an Wucht die meisten Wohnhäuser der Stadt. Aber wie an den Arbeiten, die ich in Dresden ihm zuschreiben zu müssen glaube (Vergl. Gurlitt, Beschr. Darstellung der Bau- und Kunstdenkmäler im Kgr. Sachsen, Heft 21—23, Stadt Dresden; Dresden 1903) neigt auch er zur niederländischen Kunstweise im Gegensatz zu den in Dresden tätigen Italienern, so dass man annehmen muss, er habe im Nordwesten seine Schule gemacht. In einer gewissen Verwandtschaft steht zu diesem Bau das Haus der Naturforschenden Gesellschaft am Frauentor, (Blatt 18), ein mächtiger sechsgeschossiger Bau mit fünf Geschossen, hohem Erker, seitlichem Turm und einem Dach, das einem umgekehrten Schiffsleibe gemäss geschweift ist. Das Haus wird auf das Jahr 1598 datiert und zeigt in seiner kräftigen und schlichten Backsteinbauweise einen entschiedenen Rückschlag gegen die zierlichen Formen der Frührenaissance.

Die Pfarrhäuser an der Katharinenkirche (Abb. 22), die nicht wesentlich älter sein dürften, geben das rechte Bild der Wohnbauten von mittlerem Wohlstand wieder, wie sie ebenso gut an der Schelde stehen könnten: Sachlich, schlicht, vornehm in ihrem trefflich durchgebildeten Backsteinbau.

An den Wohnhäusern der vornehmen Handelsherren schritt der reich verzierte Hausteinbau in seiner Entwickelung weiter. Das Haus Langgasse No. 27, das 1563 entstand (Blatt 25) und das Haus Langenmarkt No. 41 von den Jahren 1609—1617 (Blatt 24) zeigen die Steigerungen im dekorativen Empfinden bis zu einem schon kräftig sich äussernden Barock. Das

letztere schuf (nach Dehio) der im Dienste Abrahams van dem Blocke stehende Rostocker Steinmetz Hans Voigt. Eine Fortentwickelung nach anderer Richtung, doch von gleich barockem Empfinden, zeigt ein Tor aus der Brodbänkengasse (Abb. 23).

In der späteren Zeit lässt die produktive Kraft Danzigs nach: der schönste Bau der Rokoko, der Herrensitz des Grafen Ollniczk in Langgarten, das spätere Gouvernementsgebäude (Blatt 27), ist leider vor einigen Jahren abgebrochen worden: Es war eine wohl durchgebildete Schöpfung im Sinne der französischen Stadthôtels, deren anmutiges Tor auf ein vornehmes Anwesen hinwies.

Benutzte Quellen.

Reinhold Curicke, Der Stadt Danzig historische Beschreibung, 1686/87.
Bartel Ranisch, Grundrisse und Auffzüge aller Kirchengebeude in der Stadt Dantzig (Beschreibung Aller Kirchen-Gebäude der Stadt Dantzig), Danzig, 1695.
Jan Lodewyk Schuer, Beknopte Beschryving van de Stadt Dantzig, Amsterdam, 1735.
Matthäus Deisch, 50 Prospekte von Danzig, 1765.
Theodor Hirsch, Die Oberpfarrkirche von St. Marien, Danzig, 1843.
J. K. Schultz, Danzig und seine Bauwerke, Danzig, 1846—1866.
E. Strehlke, Kirche und Kloster zur heil. Dreifaltigkeit in Danzig. Organ für christliche Kunst, Köln 1855, N. 12.
K. Hoburg, Geschichte und Beschreibung des Rathhauses der Rechtstadt Danzig, Danzig 1857.
August Ortwein, Deutsche Renaissance, Leipzig, 1871—1888.
Löschin, Geschichte Danzigs, 2. Aufl., 1882—1883.
A. Hinz, Die Schatzkammer der Marienkirche zu Danzig, 1870.
Cornelius Gurlitt, Andreas Schlüter, Berlin, 1891.
Dehio und von Bezold, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes, Stuttgart, 1892 ff.
G. Köhler, Geschichte der Festungen Danzig und Weichselmünde. 3 Bände. Breslau, 1893.
E. Püttner, Danzig. III. Auflage. Danzig, 1899.
Dr. Paul Simson, Der Artushof in Danzig und seine Brüderschaften, seine Banken. Danzig, Bertling, 1900.
Robert Theodor Kuhn, Alt-Danzig, Danzig, 1902.
Richard Landé, Danziger façaden, Leipzig, Deutscher Architektur-Verlag, 1902.
Ernst Blech, Das älteste Danzig, Danzig, 1903.
Arthur Lindner, Danzig, Leipzig, 1903.
Ernst Blech, Danzig als Kunststätte, Danzig, 1904.
Georg Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Bd. II, Nord-Ost-Deutschland, Berlin 1906.
Westpreuss. Architekten- und Ingenieur-Verein zu Danzig, Danzig und seine Bauten, Berlin, 1908.
Hermann Josef Sleumer, Die ursprüngliche Gestalt der Zisterzienser Abteikirche Oliva, Heidelberg, 1909.
Cuny, Kgl. Baurat, Elberfeld, Briefliche Mitteilungen.

Die Herausgabe dieses Heftes verzögerte sich, da ich erst das Erscheinen des Werkes des Westpreuss. Architekten- und Ingenieurvereins abwarten wollte, in dem Fachgenossen auf Grund eingehenderer Kenntnis der dortigen Bauwerke ihre Ansichten über diese niederlegten. Ich konnte das dort Gegebene hier benutzen. Jedoch schienen mir auch jetzt meine Aufmessungen namentlich der Kirchengrundrisse nicht an Wert verloren zu haben, obgleich ich mir bewusst bin, dass auch diese noch einer Revision bedürfen. Eine solche verdanke ich hinsichtlich der Dominikanerkirche Herrn Dipl.-Ing. R. Spröggel in Danzig.

Dem Programm der „Städtebilder" getreu beabsichtige ich nicht eine Baugeschichte der betreffenden Stadt zu geben, sondern das den Fachgenossen zu übermitteln, was mir beim Durchwandern besonders wichtig erschien.

Die neu hergestellten Grundrisse sind mit (G.) bezeichnet. Einige Aufnahmen aus Curicke (C.), R. Th. Kuhn (K.) und Ortwein (O.) unterstützen die Anschaulichkeit der photographischen Aufnahmen.

Cornelius Gurlitt.

Danzig



Marienkirche, Blick durch die Frauenstrasse.

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafenstrasse 35

POLITECHNIKA GDAŃSKA * BIBLIOTEKA CENTRALNA

Danzig



Königliche Kapelle und Marienkirche. Blick durch die kleine Krämergasse.

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafenstrasse 35

POLITECHNIKA GDAŃSKA
BIBLIOTEKA CENTRALNA

Danzig



Marienkirche, Blick vom Pfarrhof.

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafenstrasse 35

POLITECHNIKA GDAŃSKA
BIBLIOTEKA CENTRALNA

Danzig



Marienkirche, Blick durch die Beutlergasse.

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafenstrasse 35

POLITECHNIKA GDAŃSKA
BIBLIOTEKA CENTRALNA

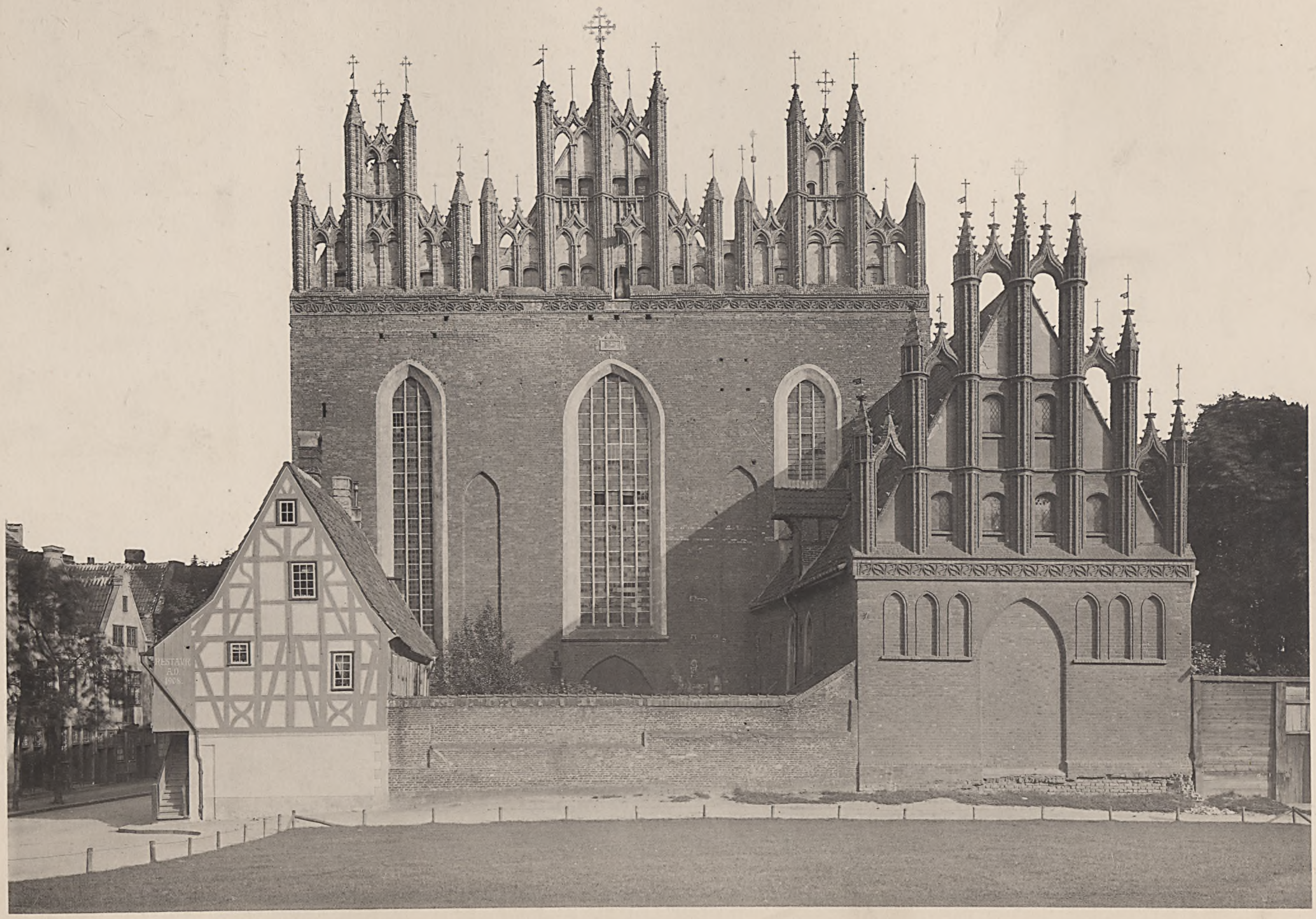


Marienkirche, Blick in das Langhaus.

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafenstrasse 35

POLITECHNIKA GDAŃSKA
BIBLIOTEKA CENTRALNA

Danzig



Trinitatiskirche, Ostansicht.

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafenstrasse 35

POLITECHNIKA GDAŃSKA * BIBLIOTEKA CENTRALNA

Danzig



Brigittenkirche, Ansicht von Osten.

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafenstrasse 35

POLITECHNIKA GDAŃSKA
BIBLIOTEKA CENTRALNA

Danzig



Petrikirche.

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafenstrasse 35

POLITECHNIKA GDAŃSKA
BIBLIOTEKA CENTRALNA



Rathaus, Neptunbrunnen, Artushof.

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafenstrasse 35

POLITECHNIKA GDAŃSKA
BIBLIOTEKA CENTRALNA

Danzig

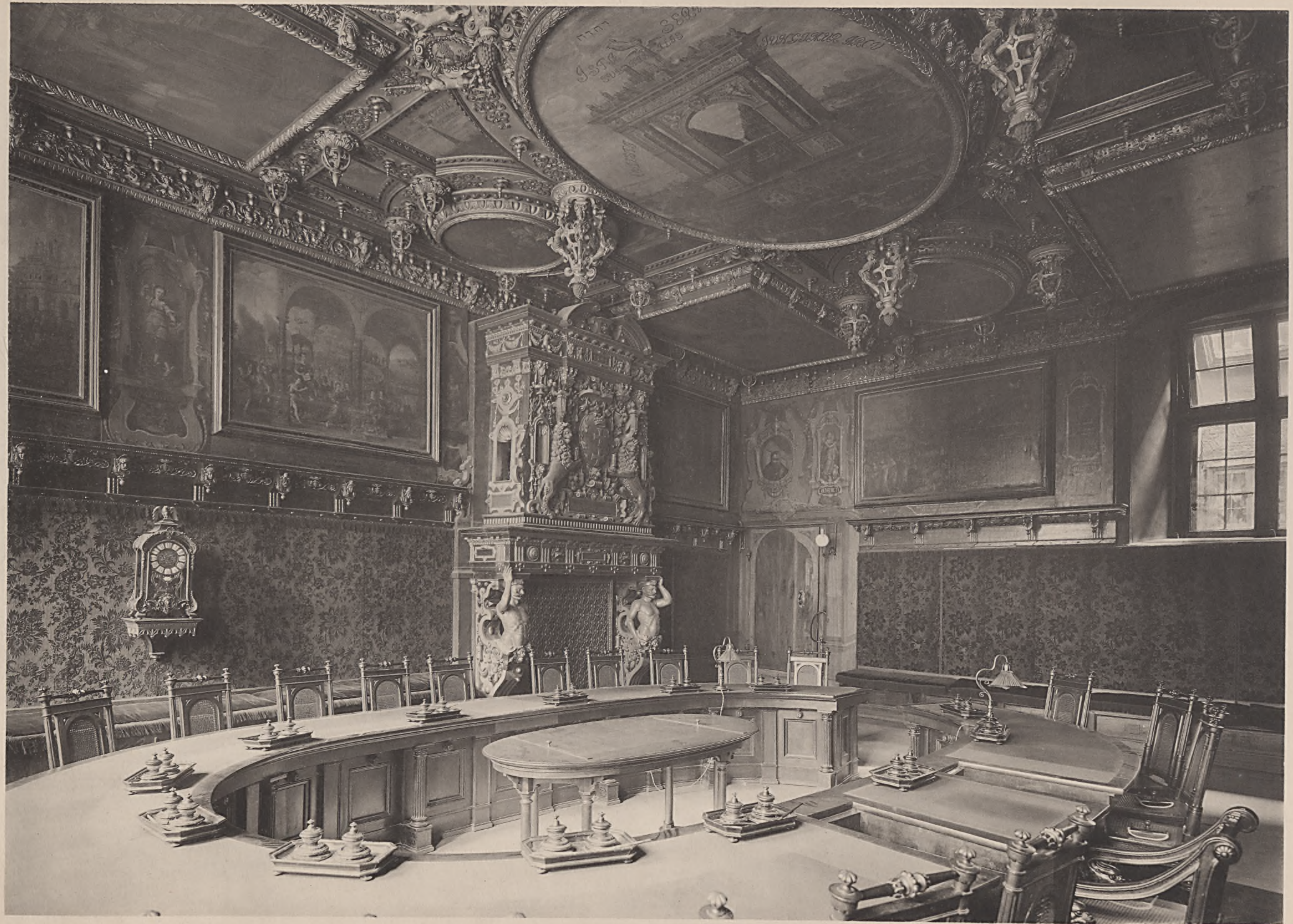


Tor des Rathauses.

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafenstrasse 35

POLITECHNIKA GDAŃSKA
BIBLIOTEKA CENTRALNA

Danzig



Rathaus, Roter Saal.

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafenstrasse 35

POLITECHNIKA GDAŃSKA
BIBLIOTEKA CENTRALNA

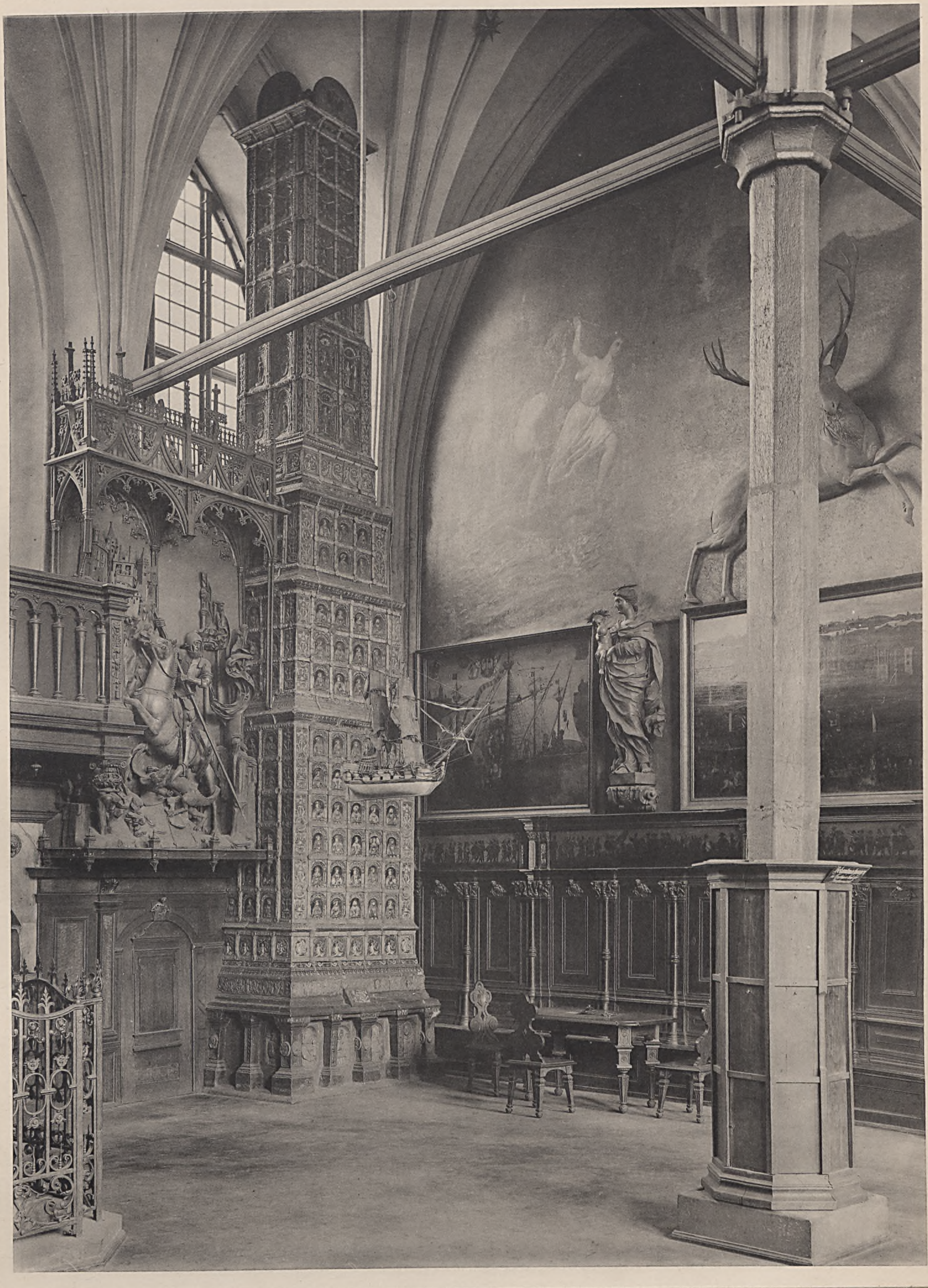
Danzig



Rathaus, Diele.

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafenstrasse 35

Danzig



Artushof, Innenansicht.

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafenstrasse 35

POLITECHNIKA GDAŃSKA BIBLIOTEKA CENTRALNA

Danzig



Schöffenhaus, Langenmarkt 43, Diele.

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafenstrasse 35

POLITECHNIKA GDAŃSKA
BIBLIOTEKA CENTRALNA



Zeughaus, Ansicht von der Stadtseite.

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafenstrasse 35

POLITECHNIKA GDAŃSKA * BIBLIOTEKA CENTRALNA

Danzig

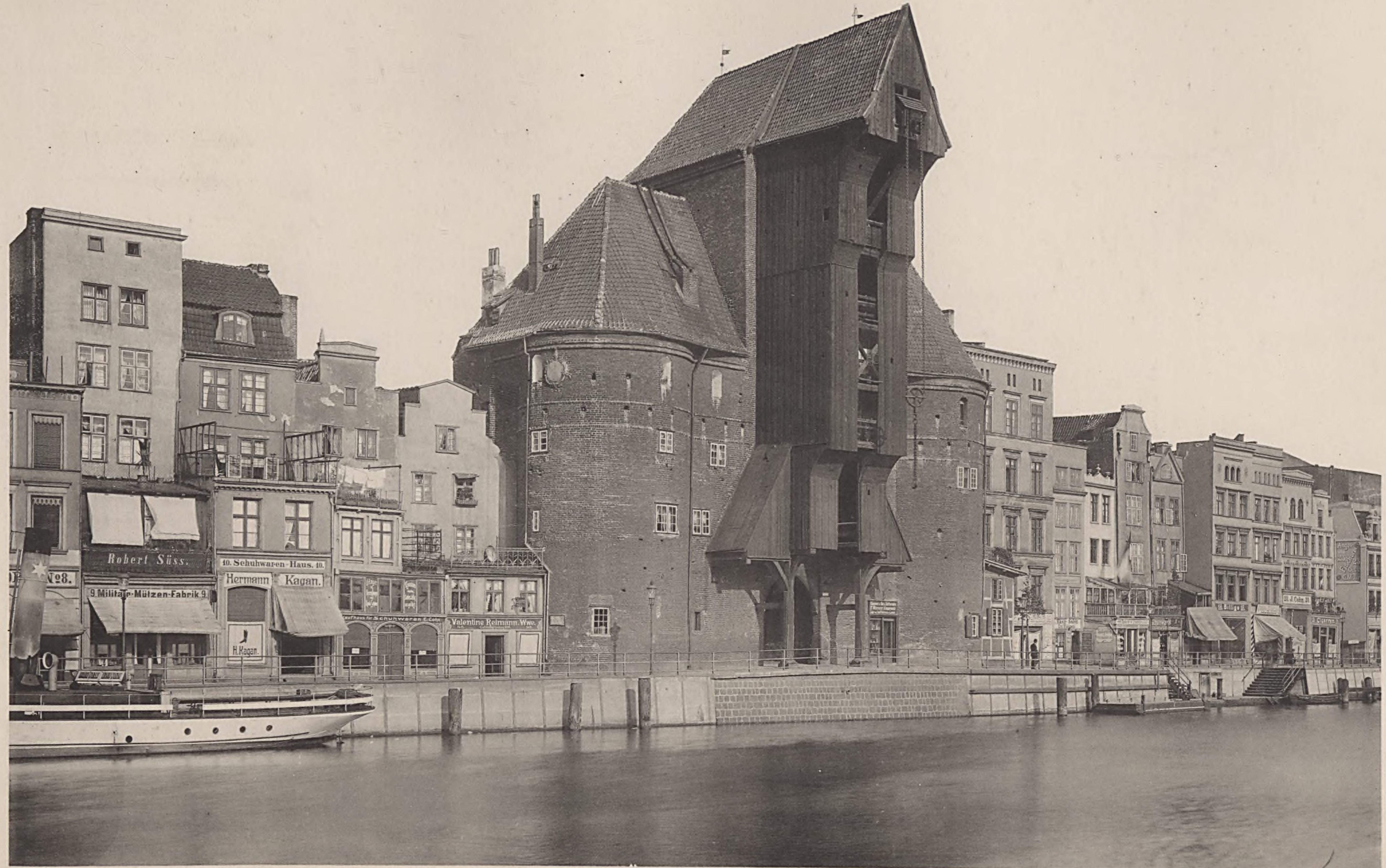


Zeughaus, Ansicht gegen die frühere Stadtmauer.

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafenstrasse 35

POLITECHNIKA GDAŃSKA
BIBLIOTEKA CENTRALNA

Danzig



Krahntor.

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafenstrasse 35

POLITECHNIKA GDAŃSKA
BIBLIOTEKA CENTRALNA

Danzig



Häuser an der Langen Brücke. Frauentor.

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafenstrasse 35

POLITECHNIKA GDAŃSKA * BIBLIOTEKA

Danzig



Hohes Tor, Peinstube und Stockturm.

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafenstrasse 35

POLITECHNIKA GDAŃSKA
BIBLIOTEKA CENTRALNA

Danzig



Halle und Langgasser Tor, Ansicht von Aussen.

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafenstrasse 35

POLITECHNIKA GDAŃSKA * BIBLIOTEKA CENTRALNA



Langgasser Tor, Ansicht von Innen.

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafenstrasse 35

POLITECHNIKA GDAŃSKA
BIBLIOTEKA

Danzig



Grünes Tor, Stadtseite.

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, M[illegible]straße 35

POLITECHNIKA GDAŃSKA
BIBLIOTEKA CENTRALNA

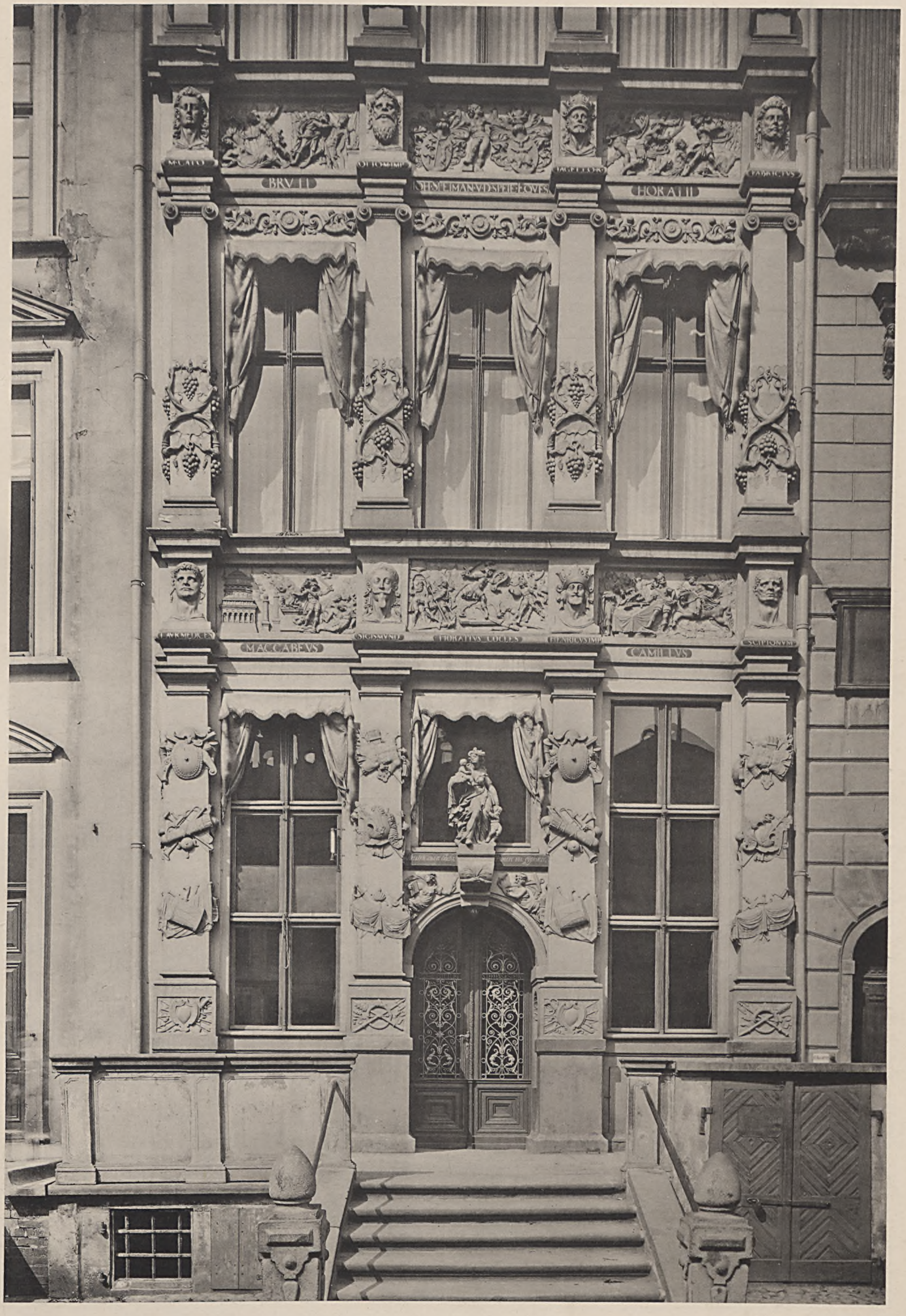


Brodbänkengasse. Englisches Haus.

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafenstrasse 35

POLITECHNIKA GDAŃSKA * BIBLIOTEKA CENTRALNA

Danzig



Wohnhaus Langenmarkt 41. Untergeschosse.

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafenstrasse 35

POLITECHNIKA GDAŃSKA * BIBLIOTEKA

Danzig



Wohnhäuser Langgasse 38 und 37.

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafenstrasse 35

POLITECHNIKA GDAŃSKA * BIBLIOTEKA

Danzig



Wohnhaus Langgasse 35.



Wohnhaus Langgasse 28.

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafenstrasse 35

POLITECHNIKA GDAŃSKA
BIBLIOTEKA CENTRALNA

Danzig



Ordensmühle.

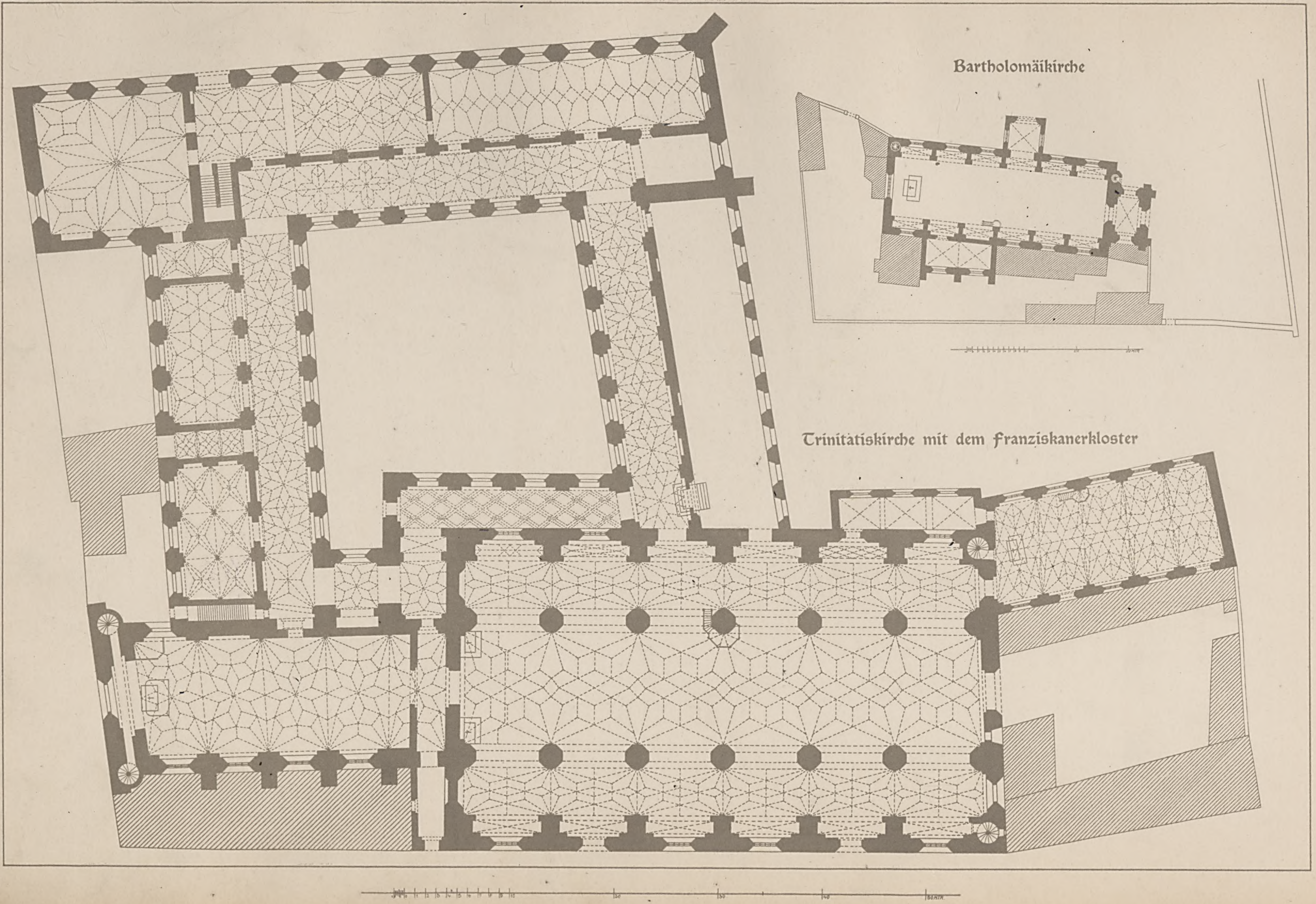


Tor des Gouvernementsgebäudes.

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafenstrasse 35

POLITECHNIKA GDAŃSKA * BIBLIOTEKA CENTRALNA

Danzig



Bartholomäikirche

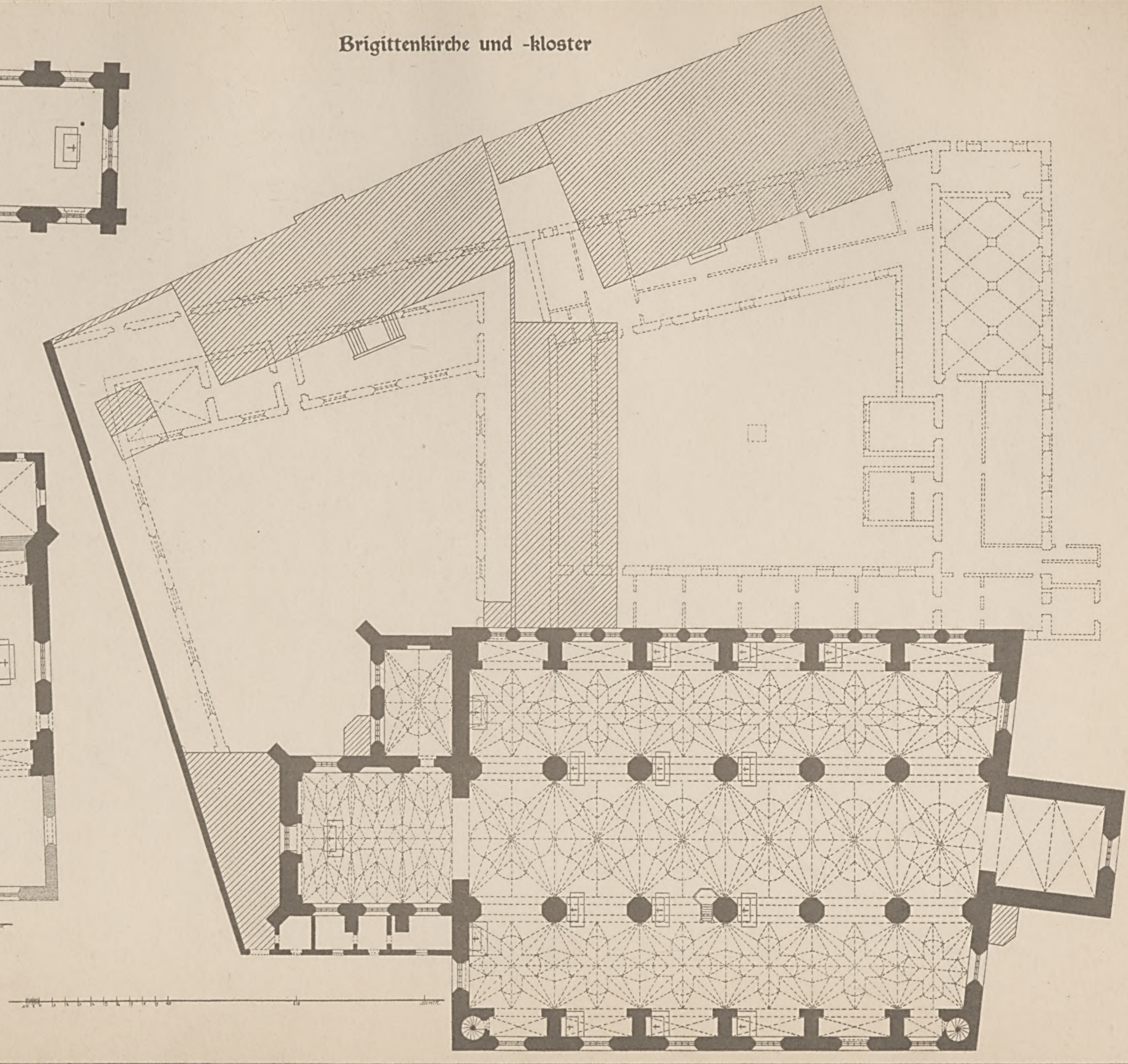
Trinitatiskirche mit dem Franziskanerkloster

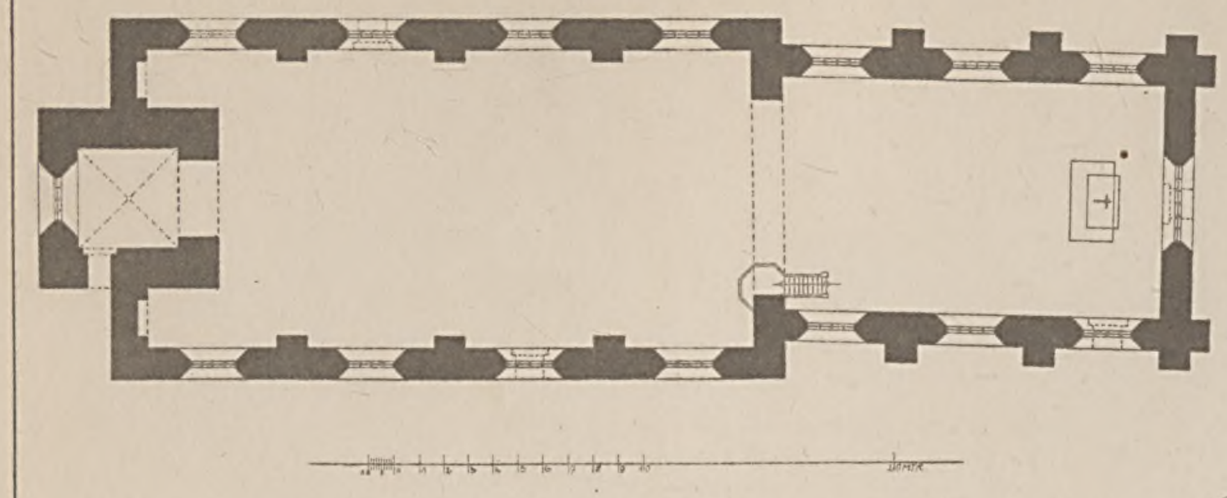
Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafenstrasse 35

POLITECHNIKA GDAŃSKA
BIBLIOTEKA CENTRALNA

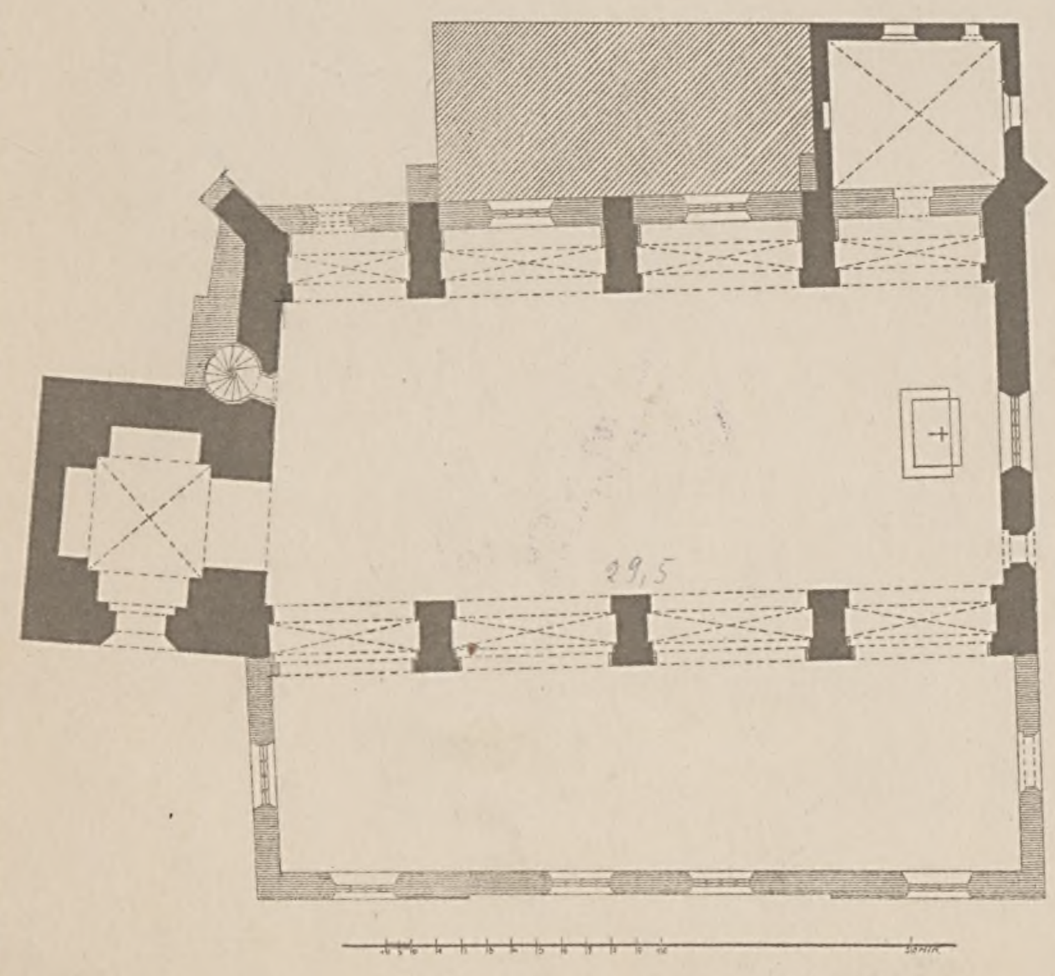
Danzig

Brigittenkirche und -kloster





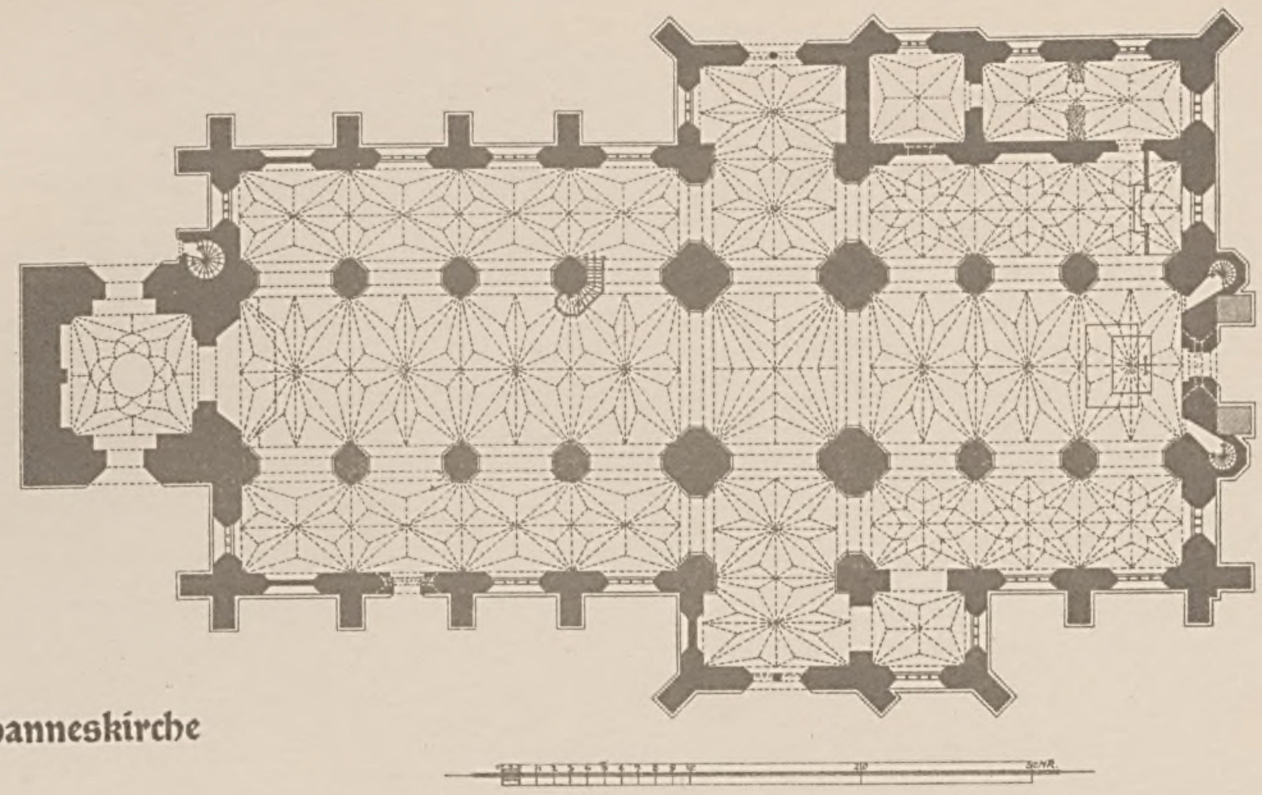
Jakobskirche



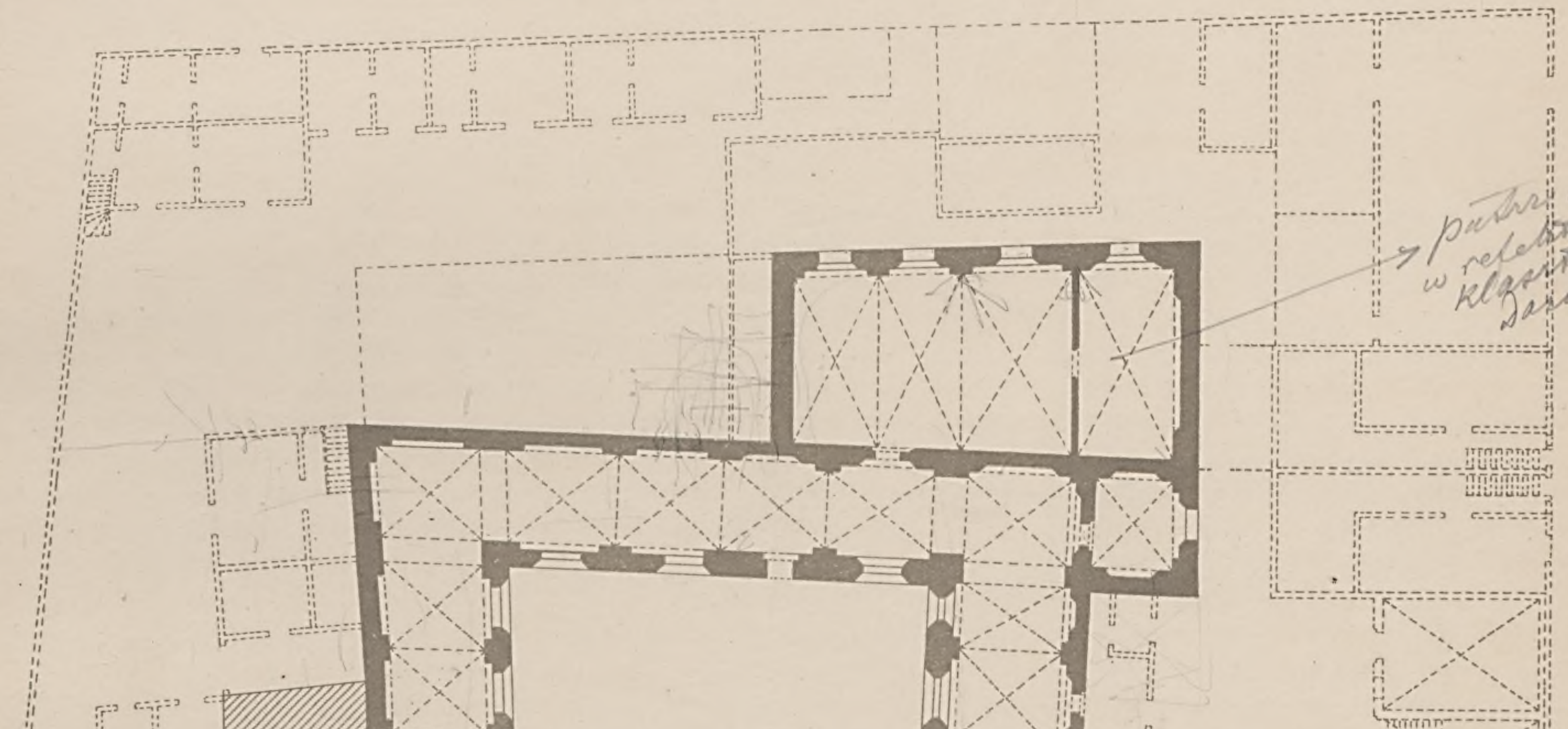
Barbarakirche

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafenstrasse 35

GDAŃSKA • POLITECHNIKA
BIBLIOTEKA CENTRALNA



Johanneskirche

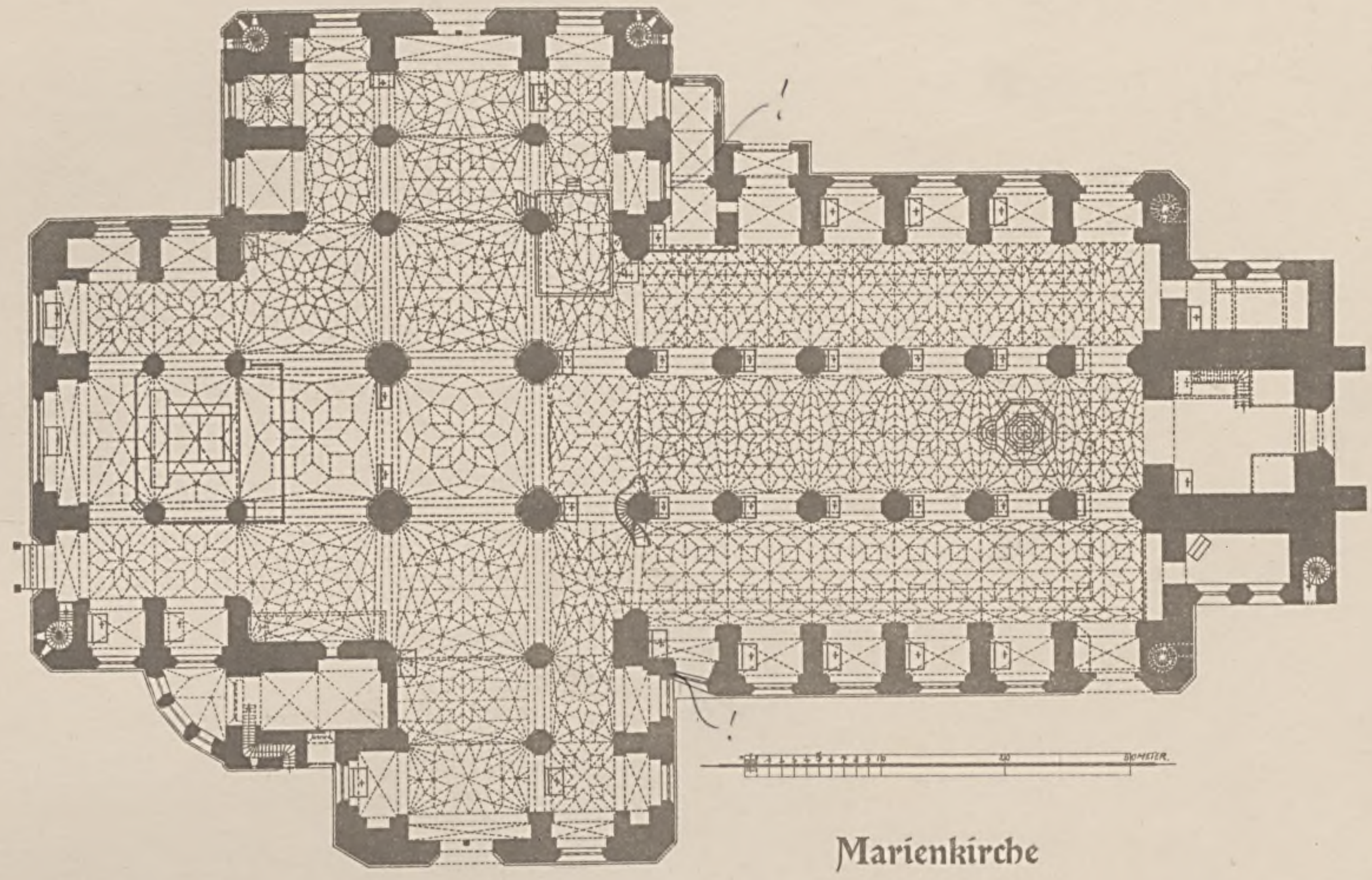


Karmelitenkirche und -kloster

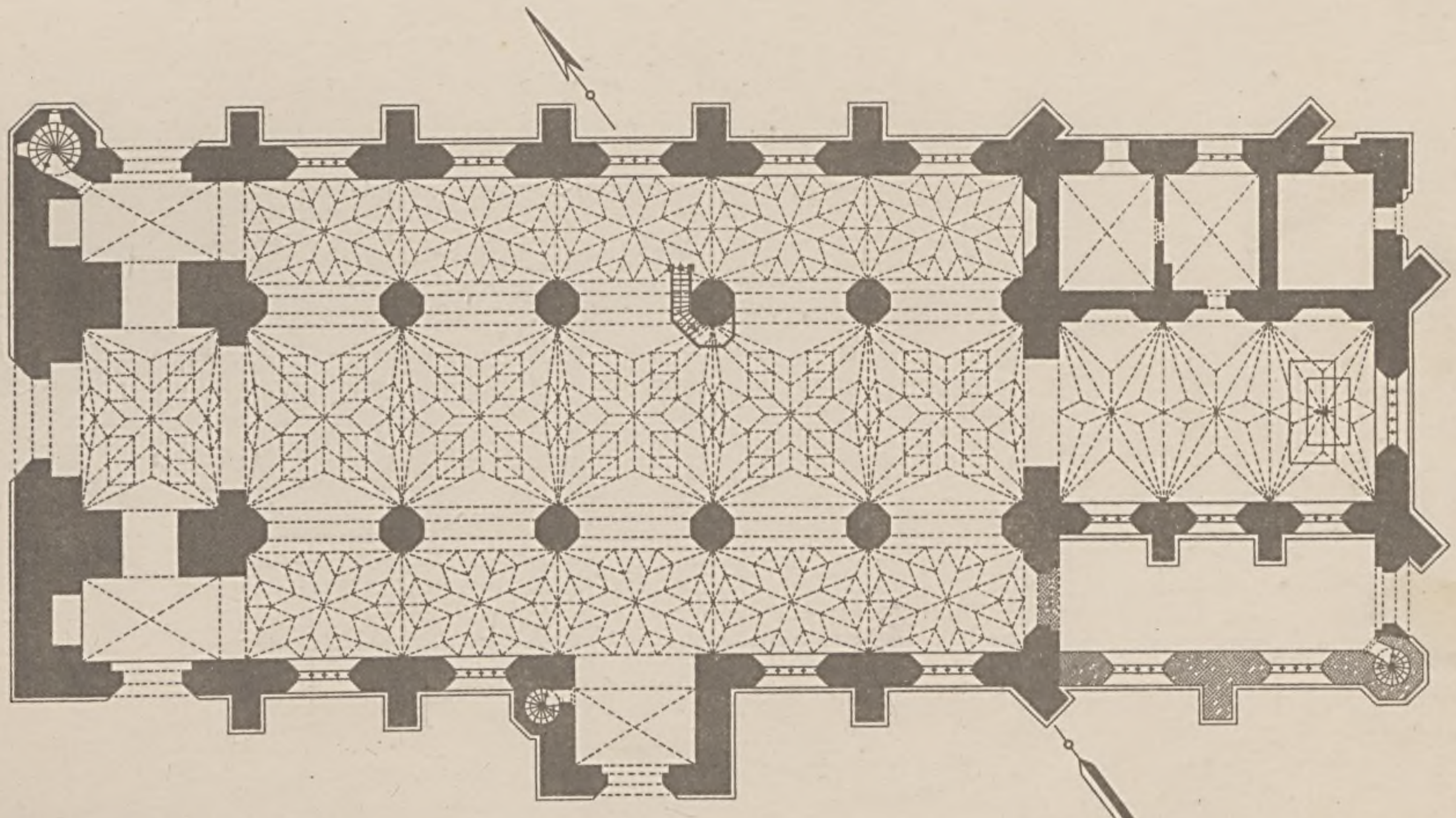
Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafenstrasse 35

POLITECHNIKA GDAŃSKA
BIBLIOTEKA

Danzig



Marienkirche



Peter und Paulskirche

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8, Markgrafenstrasse 35

POLITECHNIKA GDAŃSKA * BIBLIOTEKA CENTRALNA